

Do not upload this copyright pdf document to any other website. Breaching copyright may result in a criminal conviction and large payment for Royalties.

This Acrobat document was generated by me, Colin Hinson, from a document held by the Henlow Signals Museum, believed to be out of copyright. It is presented here (for free) and this pdf version of the document is my copyright in much the same way as a photograph would be. If you believe the document to be under other copyright, please contact me.

The document should have been downloaded from my website <https://blunham.com/Radar>, or any mirror site named on that site. If you downloaded it from elsewhere, please let me know (particularly if you were charged for it). You can contact me via my Genuki email page: <https://www.genuki.org.uk/big/eng/YKS/various?recipient=colin>

You may not copy the file for onward transmission of the data nor attempt to make monetary gain by the use of these files. If you want someone else to have a copy of the file, point them at the website (<https://blunham.com/Radar>). Please do not point them at the file itself as it may move or the site may be updated.

It should be noted that most of the pages are identifiable as having been processed by me.

I put a lot of time into producing these files which is why you are met with this page when you open the file.

In order to generate this file, I need to scan the pages, split the double pages and remove any edge marks such as punch holes, clean up the pages, set the relevant pages to be all the same size and alignment. I then run Omnipage (OCR) to generate the searchable text and then generate the pdf file.

Hopefully after all that, I end up with a presentable file. If you find missing pages, pages in the wrong order, anything else wrong with the file or simply want to make a comment, please drop me a line (see above).

If you find the file(s) of use to you, you might like to make a donation for the upkeep of the website – see <https://blunham.com/Radar> for a link to do so.

Colin Hinson

In the village of Blunham, Bedfordshire, UK.

252 wKolb.

Soldatenblätter für Feier und Freizeit



Dieses Heft
ist für die Truppe bestimmt
Auf Schreibstuben
verfehlt es seinen Zweck
Lesen und weitergeben!

5. JAHRGANG 1944

HEFT 9

INHALT

- Herbert Böhme: Wortlose Taten. Gedicht. Vor Seite 409
Ritterkreuzträger Major Fritz Lindenberg: Begegnung. Seite 409
Hauptmann Helmut Schittenhelm: Zwei von vielen. Seite 411
Oberleutnant Rolf Hiller: Von dem zweierlei Leben draußen. Seite 414
Obergefreiter Jürgen Lenz: Dämmerung. Seite 415
Unteroffizier Hans Paulin: Ihr tragt die Dome. Gedicht. Seite 418
Ernst Beckmann: Ein Mann wie tausend andere. Seite 419
Karl Springenschmid: Die Kompanie bekommt ein Kind. Seite 420
Obergefreiter Max Busse: Gedanken eines Soldaten, der Vater wird. Seite 422
Albert Mähl: Zwischen Marsch und Geest. Seite 423
Werner H. König: Der alte Bauer. Gedicht. Seite 429
Arnold Ullitz: Besinnlicher Herbstgang. Seite 430
Herta Werner: Die goldene Ähre. Seite 431
Heinz Steguweit: Der Kastanienbaum. Seite 432
Alexander Witeschnik: Heimweh nach dem Norden. Seite 434
Herbert Kranz: Die Meerfahrt zu Wien. Seite 436
Soldat Eugen Popp: Unser Lebenssaft. Seite 442
Unteroffizier Jacob: Ausgerechnet Schnecken und Muscheln. Seite 444
Hauptmann Erich Parnitzke: Festliche Leuchter. Seite 446
Lebendige Wissenschaft: Warum atmet der Mensch? Seite 450

Schachspiel — auch in vorderster Front

Friedrich Bethge: Konzentration der Kräfte. Seite 451

Lachende Weisheit

Dr. Eugen Roth / Dr. Werner Luft: Der Besuch. Seite 452

Wir wollen keine Langeweile haben

Rätsel u. a. Seite 454

Bilder — Wandspruch — Soldatenlied — Feldpostbrief



AUSGUCK
Gemälde von G. Traub

WORTLOSE TATEN

Wortlose Taten
sind des Soldaten
einsame Stimme und
heller Bericht.

Kennt nur Befehle:
Stirb oder wähle
frei dir den Weg deiner
heiligen Pflicht.

So überkommen,
wird es genommen,
Söhne, von Vätern würdig
betraut.

Wirken und Werben
für ihre Erben.
Deutschland ist ihre Mutter
und Braut.

HERBERT BÖHME

Begegnung

Unter mir stampften die Hufe meines Pferdes in übermütigem, kurzem Galopp den nebelfeuchten polnischen Sandboden. Mein Brauner kam ins Schäumen. Es war einer jener wundervollen Herbsttage, die eine mattgoldene Sonne und wehende Nebelschleier zu den buntesten Tagen des Jahres zeichnen. Ich hatte Befehl, zum Bataillon zu reiten. Es konnte dorthin nicht weit sein; denn der Melder hatte mir bedeutet, daß der Stab im Walde bei Grabinska seine „Zelte“ aufgeschlagen habe. Ich ritt also um der Lust des Morgens und um des Jubels in der eigenen Brust willen einen Umweg durch die Heide über die alte Schäferei. Mein Herz verlangte auf alle die unruhvollen Tage des Kampfes und der Fahrt hin nach diesem glücklichen Alleinsein.

Jetzt umfingen mich Erde und Himmel mit weichen, unendlichen Armen und ihre ganze bunte Weite bot sich zum Tummelplatz meiner Gedanken. So sang mein Mund meines Herzens Lied. So stieg zu mir die Lust in den Sattel und ritt ihren stolzen Galopp. 18 Tage lang rollte die Schlacht, 18 Tage lang dröhnte der sieghafte Schritt, dann brach die polnische Macht zitternd zusammen und es fielen die Fahnen der jüdischen Gecken und Gauner. Wir hatten die Feuerprobe bestanden, wir hatten des Herzens Bewährung erbracht, — wir hatten — wir Jungen, geboren in Tagen, da unsere Väter ihr Blut vor Langemarck und vor Verdun vergossen, — das Recht uns zum Besitz des väterlichen Erbes erworben. Nun trug die eigene Brust das schwarzweißrote Band des Mutes und der Treue.

Wie hatten wir damals, als wir auszogen, um die Bewährung gebangt?! Wie hatten wir gebangt vor dem Gericht der toten Helden unserer Vätergeneration?! Und nun — — —?

Ich ritt im Schritt, die Zügel lang.

Mit weiten Nüstern sog mein Brauner des Schattens Kühle in den heißen Leib. Ein graues, umgeworfenes Mauerwerk lag quer im Weg und im Gehege dieser Trümmer ragten drei Birken und ein bunter Eichbaum auf. Ich band den Braunen an und ging durch welches, dürres Gras. Da lagen Kreuze, umgestoßen, ausgerissen. Erst fand ich zwei, dann fünf, dann — war's ein ganzer Friedhof, verwüstet und geschändet.

Ich las auf kleinen Tafeln: — 1915 — 1916 — 1917 — ein bayrischer Kürassier, ein preußischer Dragoner, — ein Grenadier aus Pommern, — ein württembergischer Jäger, — Westfalens Musketier, — ein Füselier aus Hessen, — und Namen standen darauf, der Namenlosen Namen waren es. Es kam wie eine Feier über mich. So floh der Jubel, der im Überschwang der Jugend aufgelodert war. Hier, wo ein junges Schwert am tiefsten gegen Osten, am weitesten von Heimat, Haus und Herd entfernt, des Sieges Preis nur allzu stürmisch laut verkündete, hier, wo wir uns, ein jeder bei sich selbst, ein König dünkten auf dem erkämpften Neuland unserer Tat, — da fand ich euch nun eingessen, wahrhaftig Könige im Dienste einer ewigen Wacht.

Ich weiß es noch wie heute, — 5 Jahre sind seitdem vergangen —, ich schritt damals von Grab zu Grab und salutierte vor den morschen Zeichen, mit euch und Gott und mir allein. Es überkam mich ein Gefühl von Dankbarkeit, so hoch in eurer Schuld, so klein, als ein bescheidenes Beginnen, vor eurer Tat und eurem Opfer

stehen zu dürfen. Ich bin seitdem, wie alle wir, die wir als Jungen diesen Krieg begannen, euch Vätern, euch als Kämpfern jenes anderen, ersten Weltkrieges eng verbunden. Ja, über diese Verbundenheit hinaus, sind wir vor eurer Tat bescheiden und tief verhaftet in der Pflicht, die euer Beispiel setzte. Ich denke oft an Brest-Litowsk, das euren wie auch unseren Namen trägt, an Kiew, an Rostow, das wir stolz im Sturm und ernst und gläubig fest durchschritten, als wir aus Steppenland vor Stalingrad den schweren Rückweg kämpften. Wenn auch kein Kreuz und Zeichen den roten Brand mehr überdauert haben, — im großen Buche der Geschichte steht neben unserer eure Tat. Das ist lebendige Waffentradition, die nicht in Worten ihr Wesen findet, sondern in dem gleichen Marschtritt dröhnt, in dem gleichen Donner der Geschütze klingt, im gleichen kühnen Flug des Geistes seiner Führer lebt und endlich in dem gleichen Opfer siegt, das seine Helden in der gleichen Erde zu einer stillen Ruhe bettet. Hier bricht die Frage nach dem „alt und jung“ als wesenlos in sich zusammen. Hier hebt sich eine Fahne der Gemeinsamkeit hoch über alle auf und wie mit Zeichen, die aus Ewigkeiten stammen, für Ewigkeit geschrieben, steht „Deutschland“ auf dem Flaggentuch.

Und doch, es ist nicht mehr die gleiche Welt, in der sich dieses Heldentum erfüllt. Ich sah noch auf den Tafeln von damals: Bayer, — Preuße, — Hesse, — las Pommer, — Württemberger — und Westfale, ich sah die Vielheit eurer Kleider noch in euren Namen und sah den Staat, aus dem ihr wuchst zu einem Volk in Schmerz und Not, um in Parteien zu zerfallen. Aus euren Waffennamen sang mir noch des Schwertes Klang, das hohe Lied der Pflicht und des Gehorsams. Und doch, das Lied des Glaubens, das unser Ziel und Wollen in sich schließt, seinen Feuerbrand, der unserer Tage leuchtendes Fanal ist, vernahm ich zaghaft nur, nur dann und wann. Ihr zogt hinaus, mit blankem Schwerte eures Reiches Macht und Grenzen zu verteidigen. Uns aber ist der Kampf um Sein und Nichtsein des deutschen Blutes, deutschen Geistes und unserer Kultur und Sprache aufgetragen. Ja, über dies hinaus trägt heute unser Schwert Europas Sendung oder Untergang. Das Werk, zu dem ihr aufgerufen wurdet, als Sommer-Sonnenlicht in unsere Wiegen fiel, hat sich durch 30 Jahre hin zu dieser Schicksalsschwere ausgewachsen, die dieser Stunde das Gepräge gibt.

Da reichten Waffen, die der erste Weltkrieg kannte, nicht aus. Zum Schwert mußte das Volk in seiner Gesamtheit kommen, und beide mußten erfaßt werden von jenem fanatischen, nicht zu beugenden Glauben, der den Willen zu einem Willen zum Letzten, die Treue zu einer bindenden Verpflichtung aus Blut und Geschichte, den Gehorsam zu einem ehernen Fundament, die Härte, über die Bindung an das Körperliche erhebend, zu einer Sache des Herzens macht. Das Zünglein an der Waage dieser Stunde wird nicht nur durch das schärfere Schwert allein, nicht durch die größere Masse Mensch allein zum Ausschlagen gebracht werden, sondern durch das im Glauben stärkere Herz.

So sind Wandel und Wandlung gewachsen. Wandel im Innern und Wandlung im Bilde des Gegners. Was damals noch getarnt seinen Maskenball um uns trieb, hat nun sein wahres Gesicht gezeigt. Das Gesicht Alljudas steht vor allen Fronten und die das Schwert in seinem Namen heben, tun es als seine Knechte, entrechtet und entseelt. Wie oft hat euer Mund es selbst nicht ausgesprochen, wenn ihr den Russenbauer suchtet und das Produkt des Bolschewismus an seiner Stelle fandet! Vor unser aller Seelen steht es wie ein brennendes Zeichen, auf daß uns keine Stunde in der Schwäche finde; denn ihre Folge hieße Tod.

Und doch, wenn ich vom Wandel sprach, so wuchs auch dieser nicht aus eines Zufalls Laune und ohne Bindung an die Tat des ersten Krieges auf; denn fest verankert im Erleben eures Kampfes, gebunden durch des Führers Genius, gewannen wir zu diesem Ringen unsre Kraft. Die hohen Werte unseres Blutes, die sich im Feuerofen der Schlachten vor Verdun und Langemarck so über alles Lob erhaben, als Meilensteine zur Unsterblichkeit des deutschen Volkes, als unbesiegbar fest bewährten, sie gaben zu des Führers Glauben, aus dessen Kraft uns unser Sieg erwachsen wird, das stärkste Fundament. Daß also nun, um hier den Ring zu schließen, der letzten Wandlung Wesen von euch her sein Gesicht erhielt. — —

— — — Ich ritt an jenem bunten Herbsttagmorgen — ich hatte tief ergriffen euren Gräbern noch scheidend einen Gruß gesandt, — mit einem wunderbaren neuen Mut weit über welches Heidefeld bis an den dunklen Wald. Mein Brauner fiel mir in Galopp. Die Hufe stampften wie ein Trommelschlag und suchten einen Gleichklang meinem Herzen. Vor mir der Kampf, das Gärtlein der Unsterblichkeit zu meiner Rechten noch im fernen Licht, wob mir zu Häupten ein uralter Sang und jubelte wie ein Gebet: der Toten Tatenruhm.

Ritterkreuzträger Major Fritz Lindenberg

Zwei von vielen

Qn immer breiter und sanfter verebbenden Hügelwellen verlieren sich die letzten Ausläufer der Karpaten in den östlichen Ebenen. Wer, aus diesen kommend, auf den Landstraßen nach Westen fährt, dem mag es scheinen, als würde sein Fahrzeug wie auf einem Meer von Woge zu Woge getragen, bis diese immer kürzer und steiler an die Gebirgskämme branden, nicht anders, als ob dort der unendlichen Steppe Halt geboten würde, so wie es mit den über diese Erde brausenden Winterstürmen und den glutheißen Sommerwinden auch geschieht.

Weit draußen, dort, wo die Hügelwellen enden und zugleich beginnen, steigt an Hochsommertagen die erwärmte Luft flimmernd und spiegelnd aus den Senken. Ferne Höhenzüge schweben dann wie Inseln über den Niederungen; dunkelbraune Wolken des Steppenstaubes verhüllen sie, links und rechts der Fahrbahn tragen Wirbelwinde angeweheten Boden hoch empor und sinken rasch wieder matt und kraftlos in sich zusammen. In stumpfem Violett, der Farbe des Grenzenlosen, fließen Horizont und Himmel ineinander.

An solch einem Tag im Juni 1944 fuhr ein schwerer Lastkraftwagen von einer Batteriestellung zurück zum Munitionslager. Sommerhitze und Motorwärme erfüllten das Führerhaus mit Backofenglut. Dem alten Oberfeldwebel Krüger waren die Augen zugefallen, das gleichmäßige Dröhnen der Maschine störte ihn ebensowenig wie die Enge zwischen Fahrer, Beifahrer und Schalthebel. Vielleicht träumte er von stilleren Dingen, von der verwaisten Werkstatt daheim, vom kleinen Garten vor dem Haus.

Vielleicht auch von seinem Ältesten, der vor kurzem Offizier wurde und so dem Marschallstab im Tornister ein erhebliches Stück nähergerückt war als der Vater in neun Kriegsdienstjahren, die Rekrutenzeit vor 1914 noch nicht einmal eingerechnet. Jedenfalls ahnte er nicht, daß dieser Tag ihm eine jener Überraschungen bringen sollte, die nicht mehr Einzelfälle sind, seit dreißig oder noch mehr Jahrgänge zur gleichen Zeit den Waffenrock tragen.

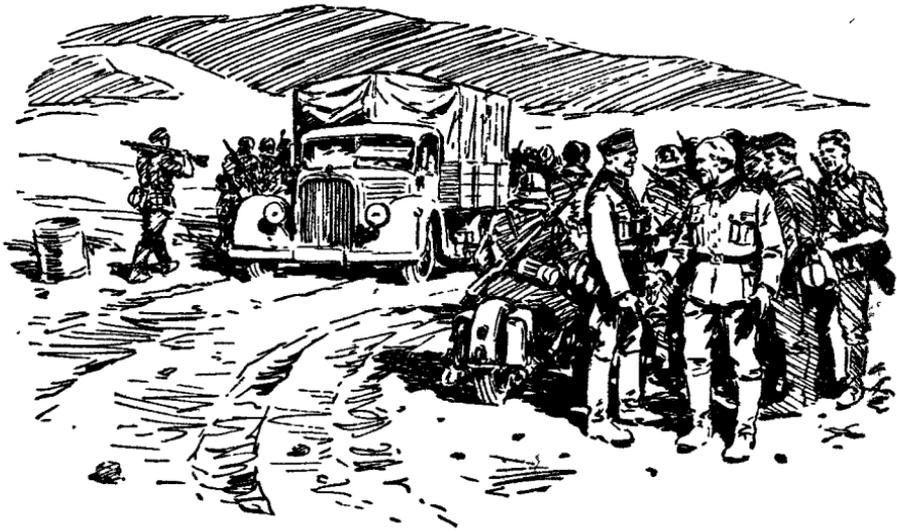
Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß der Oberfeldwebel in Zorn geriet, als er höchst unsanft geweckt wurde, weil ein Kradmelder, der seine Mühle querstellte, den Wagen zu scharfem Abbremsen zwang und anhielt. Es käme nämlich, so sagte dieser Teufelskerl, gleich eine Kompanie Grenadiere, und die hätten keine Lust, noch mehr Staub zu fressen als sowieso schon. Da aber die Befolgung solch menschenfreundlicher Aufforderungen Zeit kostet und die Kraftfahrer es bekanntlich immer verflucht eilig haben, wenigstens wenn sie unterwegs sind, kochte des Oberfeldwebels Zorn auf wie das Wasser im Kühler. Jedoch der Kradmann behielt das letzte Wort, als er meinte, wer nach vorne marschiere, habe, auf alle Fälle Vorrecht auf der Straße, und, den starken Wagen listig lobend, schloß er, daß so ein prima Fahrzeug die kleine Pause bald hereingeholt habe.

Dagegen war nicht viel einzuwenden. Oberfeldwebel Krüger stieg brummend vom Wagen herab, um die vom Fahren zerschüttelten Knochen wieder in Schwung zu bringen. Mittlerweile waren auch schon die ersten Marschgruppen herangekommen, Soldaten mit jungen Gesichtern, denen man wohl ansah, daß sie an diesem Tag schon allerhand hinter sich hatten. Es hat sich eben nichts daran geändert, daß Schweiß ebenso wie Blut und Tränen der unmittelbarste Zoll sind, den der Kriegsgott erhebt, und die Vorbeiziehenden fügten den Schweißstropfen, die auf den Heerstraßen Europas vergossen werden müssen, ihr redlich Teil zu. Der alte Oberfeldwebel erinnerte sich bei solchem Anblick der Zeiten, da er selber im ersten Weltkrieg als junger Bursche in Reih und Glied und Sonnenglut marschierte. Und weil er ein rechter Kerl war, bedrückte ihn der Gedanke, daß er es diesmal doch besser habe, wengleich jeder militärische Stand seine eigenen Mühen und Plagen hat, von denen der andere nichts kennt. Aber die Landserweisheit, daß schlecht gefahren besser sei als gut gelaufen, ist wahrscheinlich so alt wie das Kriegführen, und doch wäre es übel, wenn das Gehen verlernt würde, denn es hängt mehr Menschenwürde daran als man glauben möchte.

Auf der Fahrbahn begab es sich nun, daß ein Soldat, dem die Kehle ausgedörrt und die Zunge allzu trocken war, aus dem Glied trat und sich mit einem bittenden: „Hast du nichts zu trinken, Kamerad?“ an den Oberfeldwebel wandte. Diesem blieb ob der Durstnot des heißroten Jungengesichtes keine Zeit, sich über diese unmittelbare Anrede zu wundern, und er bedeutete den Fragenden, sich einen Augenblick zu gedulden, bis er die Feldflasche vom wenige Schritte entfernten Wagen geholt habe. Und, wie in solchen Fällen unvermeidlich, hatte sich sogleich ein Kreis von Mitwärtern gebildet, die alle auf einen einzigen kühlen Schluck hofften und dabei nicht bedachten, daß dieses Halten ohne Befehl die Ordnung des Marsches in Unordnung verkehrte. So war auch die Flasche kaum weitergegeben, als eine helle gebieterische Stimme Wiederherstellung der Gruppen verlangte. Sie gehörte dem Kompaniechef, der von der Spitze zurückrief, um die Ursache der Störung zu beseitigen und sogleich den verdutzten Oberfeldwebel vornahm: „Sie könnten auch etwas Besseres tun, als meine Männer durcheinander bringen!“

Innerhalb fünf Sekunden fiel der alte Krüger durch Hölle und Himmel. Seine Entrüstung, hier völlig unschuldigerweise zum Sündenbock gestempelt zu werden, verwandelte sich zwischen zwei Atemzügen in grenzenlose Freude. „Hans!“ rief er, „mein Junge! Du darfst ruhig noch du zu mir sagen!“

Die Kompanie hatte sofort erfaßt, was hier vor sich ging. Als Vater und Sohn, die letzten Nachrichten von daheim, von der Mutter und den Geschwistern austauschend, der Marschkolonne entlang zur Spitze strebten, meldete sich aus einer Gruppe heraus



der junge Soldat mit der Feldflasche. „Es ist noch etwas drin, Herr Leutnant“, sagte er. Vater Krüger verstand, wie das gemeint war und ergänzte: „Tee mit Zucker! Trink, Hans!“

Doch der Leutnant schüttelte den Kopf. Und verneinte lächelnd abermals, als der Vater in einer Aufwallung überströmender Zärtlichkeit fragte, ob er denn nichts für ihn tun dürfte. Und ein drittes Mal, als der alte Krüger bat, die Kompanie rasten zu lassen, damit sie beide noch ein wenig Zeit gewännen. „Es darf nicht sein“, sagte der Leutnant, „um der Ordnung willen! Und dann fügte er herzlich hinzu: „Sieh, hier bin ich selber ein Vater! Du mußt jetzt zurück, deine Fahrer warten. Mach's gut!“

„Jawohl!“ antwortete Oberfeldwebel Krüger und trat zur Seite. So kurz! dachte er enttäuscht. Einen Augenblick schien ihm, als hätte sich etwas Fremdes zwischen ihn und den Sohn geschoben, das trennte und müde machte. Kam man noch mit bei so viel Unbedingtheit einer Jugend, die herber und sachlicher war als je eine zuvor und die keine Gefühlsregungen preisgab? Doch das stimmte ja gar nicht! „Hier bin ich auch ein Vater!“ Wie der Junge, sein Junge, das gesagt hatte! Treue, Verantwortungsfreude und alle Liebe eines guten Herzens lagen darin und bauten eine Brücke, die nicht vieler Worte bedurfte. Krüger ballte die Fäuste. Nur nicht weich werden, jetzt erst recht nicht! Hart wie der Junge, es geht nicht anders!

Reihe um Reihe zog an ihm vorüber, des Sohnes Grenadiere. Es waren die nämlichen wie zuvor und doch hatte sich etwas geändert, so als wollte die Kompanie Krüger dem alten Soldaten zeigen, wie sie zu ihrem Leutnant hielt, von der ersten bis zur letzten Gruppe. Der Oberfeldwebel sah ihr nach, bis sie der aufgewirbelte Straßenstaub in den Schleier des Unwirklichen einhüllte.

Dann ging er zum Wagen zurück und wußte plötzlich, daß es ein Ziel war, dem er mit dem Sohn entgegenschritt, gleichviel ob der eine nach Osten und der andere gegen Westen zog.

Das Ziel! Nur ein ganz verdammter Schweinehund könnte es vergessen und das eigene kleine Ich davorstellen.

Aber niemals ein alter Soldat. So wenig wie die jungen Kameraden.

Hauptmann Helmut Schittenhelm

Von dem zweierlei Leben draußen

Siebe Mutter, Du fragst mich wieder, wie ich hier im Osten lebe. Du könntest an meinem Leben so gar keinen Anteil nehmen, weil Dir davon jede Vorstellung fehlt. Du schreibst, Dir ginge das nicht allein so; Du wissest von anderen Müttern, daß sie gleich Dir ihre Söhne in eine fremde Welt gegeben hätten, aus der sie nichts erfahren. Der Krieg ist grausam, natürlich wird gekämpft, — das alles wissest Du, wenn Du Dir das im einzelnen auch nicht vorstellen kannst; gewiß sei alles auch schwer. Doch das ist Männersache. Deine mütterlichen Gedanken gehen gar nicht so weit. Sie wollen sich wenigstens damit beschäftigen können, wie ich, wie wir leben, schlafen, wohnen, denken.

Ja, liebe Mutter, das ist schwer zu beantworten. Vielleicht steht es uns selbst nicht voll zum Bewußtsein. — Und siehst Du, wie ich den ersten Satz schreibe, Dir zu antworten, spreche ich schon nicht von mir, sondern schreibe unbewußt „uns“. Es ist auch richtig so; es gibt hier gar kein Ich-Empfinden. Alles geschieht aus und in dem Wir. Das ist einmal innerlich bedingt, weil ich, weil jeder einzelne in die große Gemeinschaft des Wir aufgeht, — zum anderen, weil kein Erleben und kein Leben sich allein für ein Ich vollzieht.

Ich schweife von Deiner Frage ab und verliere mich wieder in Allgemeinheiten, denkst Du nun. Mehr werde ich Dir jetzt auch nicht sagen können, denn es gibt gar keine Regel, so oder so, unseres Daseins. Es ist von allem etwas und täglich verschieden. Jetzt gerade komme ich von Kameraden, die hatten sich in den lehmigen Boden ihrer Stellung eingegraben. Das war nicht leicht, denn der Boden war gefroren und hart. Dann hatten sie ein paar Birkenstämme gesucht und darüber dachförmig aufgestellt und mit Zeltbahn und Reisern zugedeckt. Ein kleiner Ofen spendete Wärme, soviel sein eiserner Körper, der für sie erglühte, herzugeben vermochte. — Das ist bestimmt kein Prunkbau, und doch lachten wir und erinnerten uns, daß wir uns als Jungen sicher einmal solch eine „Romantik“ gewünscht hätten, die uns jetzt frieren läßt. Im übrigen waren sie dabei, sich zu „verbessern“. Ein Zelt war gekommen und sie hatten schon angefangen, den Schnee an einer anderen Stelle fortzuschaukeln, um es aufstellen zu können. Dann gäbe es mehr Platz, und sicher sei es dann wärmer.

Meinst Du, sie hätten für das eine oder das andere mehr übrig gehabt, als man für etwas Unabänderliches übrig haben kann? Nicht, daß sie wüßten, man könne auch noch bescheidener kampieren. Etwa stehend in einer zugigen Scheune, weil darin zum Liegen kein Platz mehr ist und es doch das einzige Dach vor dem Schneesturm ist. Oder ein in die Erde getriebener Schacht, der nach außen mit einer Schlafdecke abgedichtet ist, und in dem die zusammengerückten Männerleiber den Ofen ersparen müssen. — Nein, Mutter, es ist nicht das Gefühl, das man etwa mit dem Sprichwort umschreibt, unter den Blinden sei der Einäugige König. Es ist etwas anderes. Es ist, so will ich es einmal nennen, daß wir hier draußen zweierlei Leben führen. Ein inneres und ein äußeres.

Selbst unsere „luxuriösen“ Unterkünfte in Bauernhäusern oder Bunkern, mit Tisch und Stuhl (und manchmal sogar ohne Wanzen) sind doch kümmerlich gegenüber der einfachsten Bauernkate daheim. Es ist schon so, wir führen ein doppeltes Leben. Wir übersehen die Kulisse, die uns umgibt. Genau wie im Theater die Kulisse das Bild vorzaubern soll, was vor unserem inneren Auge schwebt, belebt sich die Umwelt

nach unseren Gedanken. Oder, besser gesagt, wir übersehen sie. Das Unangenehme fällt an uns ab wie Wasserperlen, wenn wir aus dem Wasser steigen.

Ich veridealisire da nichts. Sieh, wie um das zu bestätigen, traf ich, als ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, eine Kolonne Gespanne, die mit Heu und Hafer-säcken beladen waren. Die Pferde zotteten ruhig über den gefrorenen Acker, der als Straße diente. Hinter einem der Wagen lief ein Soldat. Er war nicht rasiert, seine Stoppeln deckten das Gesicht ein. Die Uniform war urlaubsreif. Man sieht halt nicht sehr schmuck aus, wenn man sich stets da vorn aufhält und gar mit Pferden umzugehen hat. Aber aus diesem Landser strahlten zwei Augen, die sich zu seiner Hülle in Widerspruch setzten. Er hielt in beiden Händen einen Brief, den er las. So war ihm alles entrückt, und nur das Stück Heimat, die Zeichen der Liebe in seinen Händen, waren ihm nahe. Vor seinem Auge verschwand all das, was man sonst zu nennen pflegt, wenn es heißt: wie geht's. Das ist das zweite Leben, das ich meine.

Mutter, darum kann ich Dir, kann niemand Dir recht sagen, wie's geht. Das Ziel vor Augen, die Sehnsucht im Herzen, so gehen wir unseren Weg. Es ist auch besser so; die großen und kleinen Nöte des kriegerischen Alltags, auch außerhalb des Kampf-geschehens, so unangenehm sie sein können, belasten nicht so, wenn man in ihnen steckt, wie Dich, wie irgendeine Mutter, wenn sie daheim davon wüßte. Vom Wecken bis zum Schlafen umgibt uns eine Welt des Primitiven; aber wir fühlen sie mit unseren Bildern, die wir in uns tragen. — Du sollst aber auch wissen, daß wir uns damit nicht begnügen. Wohnlichkeit ist auch tief in Rußlands Weite erstes Gebot in ruhiger Stunde. Wisse denn, daß keine Wand ungeschmückt bleibt, sofern wir überhaupt eine um uns haben, daß wir die Heimat und die wir lieben, in unseren Herzen und unseren Briefen bei uns führen und daß wir den Sieg über diese Welt mit dieser Haltung schon in unseren Adern tragen.

Du hast mir einmal die Worte Schülers geschrieben: Ein leeres Gehäuse ist die Zeit — und wartet, Du sollst sie füllen — entweder mit Erbärmlichkeit — oder mit fröhlichem Willen. Sie, die Zeit, zu füllen zahlen wir den Preis. Für uns, für Euch. Deine Gedanken und Gebete, wie die all der Mütter, begleiten, umhüllen und beschützen uns. So Sorge Dich denn nicht. Dein Junge! *Oberleutnant Rolf Hiller*

Dämmerung

Es war im Sommer. Wir hatten unsere Räder an den Rand der Straße gestellt. Ich ging umher und suchte einen Brunnen oder einen Bach, um mir den Staub, der in meine Augen und in die Ohren und in alle Poren gedrun-gen war, mit erfrischendem Wasser abwaschen zu können. Dann hatte ich auch Durst.

Die Häuser waren wie kleine Hütten. Sie lagen weitgestreckt um diese Straße herum, die wir nun schon tagelang und manchmal auch nächtelang durchtreten hatten. Sie schien unendlich zu sein; ein gerader Strich, der immer zum Horizont führte . . . Man konnte glauben, dahinter lag das Ende der Welt. Aber dieses Dorf war wie eine freundliche Ermunterung. Diese kleinen Häuser waren alle meisterlich aus großen Holzstämmen zusammengeschlagen und gezimmert. Sie sahen aus, als seien sie wie die Pilze aus der saftigen Erde herausgeschossen.

Ich sah die Reiheneinschüsse eines Maschinengewehrs neben dem Fenster einer dieser Hütten. Holzsplitter lagen ringsherum auf der Erde. Die Stuben waren leer. Ein Tisch stand verloren in einem Raum, zwei Schemel lagen umgeworfen daneben. Beim Weitergehen stieß ich mit dem Fuß gegen einen Haufen Wolle. Er war schmutzig; es konnte auch eine zerlumpte Jacke sein.

Aber ein Garten war vor diesem Haus. Es war so, als hätten ihn noch kürzlich fleißige Hände gepflegt. Die Beete hatten alle noch ihre reinliche Form. Das Unkraut wuchs nur verschüchtert am Rande eines kahlen Weges, der mit Kies bestreut war. Gelber Mohn blühte brennend in der Sonne. Er gab dieser überraschenden Stille einen unheimlichen Glanz. Er war wie aus einer anderen Welt. Ich blieb stehen und hatte vergessen, daß ich Wasser suchte. Lange stand ich so. Als ich aufschaute, erkannte ich am Horizont vereinzelt Vieh. Es bewegte sich kaum und schien zu weiden. Die Farben dieser Ruhe waren so eindringlich, daß die Zeit stillstand. Es erinnerte nichts mehr daran, daß hier noch vor einem Tag auf Leben und Tod gekämpft worden war. In diesem Dorf hatten Partisanen gelegen, die wir abgedrängt und aufgerieben hatten. Vielleicht wußte gerade dieses Haus viel von ihnen zu erzählen. Wer konnte es wissen? Aber diese friedliche Stille ließ keine Zeit, das zu bedenken. Es tat sehr wohl, diesen blühenden Garten zu betrachten. Als ich mich umwandte, sah ich unseren Zugführer. „Da sind Sie ja“, sagte er, „kommen Sie mit.“ Wir gingen die ausgefahrene und staubige Straße zurück. Auf einmal sah ich verkohlte Holzreste abgebrannter Hütten wie traurige Skelette ihre Glieder gegen den Himmel recken. Ich hatte sie vorher tatsächlich nicht gesehen, obwohl ich an ihnen vorbeigegangen war. So gedankenlos kann man sein. Der Krieg war wieder hier. Es stand kein brennender Mohn mehr in der Sonne . . . Aber etwas abseits von dieser Straße standen unberührt freundliche Kastanien; zwischen ihnen schimmerte die graue Mauer eines Hauses, das aus Backsteinen gebaut schien. Die alten Bäume hielten es mit ihren weiten, grünen Kronen versteckt wie einen Schatz, den sie hüteten. Wir fanden einen verwachsenen Weg, der uns hinführte. Es war wahrhaftig beinahe ein Schloß. Vielleicht wirkte es darum so überraschend, weil wir nichts davon erwartet hatten, daß wir ein wenig erschrecken. Wir hatten lange keine pompösen Häuser dieser Art gesehen . . . An der Tür fanden wir Einschüsse; der graue Putz war nackt und zerschlagen und zersplittert, aber sonst war es unversehrt, so, als hätte es den Menschen getrotzt. Die Räume jedoch waren wild und unordentlich, nur in einem großen Zimmer standen alte Möbel wie aus einer erinnerungsreichen Zeit. Dieses Zimmer hatte sie sich bewahrt. Der Plüsch auf dem Sofa war abgeschabt und gewiß unansehnlich, er zeigte kahle Stellen, aber irgendwie wirkte er immer noch auf uns distanzierend, als könne er unsere verschwitzten und verstaubten Uniformen nicht vertragen.

„So“, sagte der Leutnant, „hier nehmen wir vorläufig Quartier.“

Am Abend, solange es hell war, räumten wir unsere Sachen ein. Es dämmerte schon, als wir fertig waren, aber der Leutnant lud mich ein und wir gingen hinaus, einen Feldweg entlang. Kurz vor einem Waldrand blieben wir stehen und sahen hinüber. Es lag dichtes Gestrüpp vor ihm, dahinter glänzte es dunkel.

„Ist es nicht seltsam“, sagte plötzlich der Leutnant, „mich hat vorher dieses tote Haus, in dem wir liegen, so fröhlich gemacht. Ich meine weniger dieses Haus als vielmehr das, was wir in ihm gefunden haben. Es war soviel Leben darin; diese alten, abgeschabten Möbel, die hinkenden und verstaubten Plüschessel . . . Ich entsinne mich, daß meine Großmutter zu Hause ähnliche Sessel hatte. Wir haben als Kinder

so gerne mit dem Finger in diesem Plüsch gemalt, der sich mit jedem Strich so legte, wie wir es wollten. Daran wurde ich heute erinnert. Mir wurde seit langer Zeit die Vergangenheit wieder einmal vertraut. Das klingt vielleicht eigenartig, aber Sie müssen verstehen, daß ich bisher in Rußland noch nie einen Weg zu ihr gefunden habe. Und dabei habe ich mich doch überall danach umgeschaut. Es ist hier neben der äußersten Primitivität alles zugrunde gerichtet worden, was auf die natürliche Entwicklung der gegenwärtigen und zukünftigen Kultur weist. Tolstoi, Puschkin, Turgenjeff, so schien mir, haben bei ihren Enkeln nichts mehr zu suchen. Zu diesem Leben, dem wir plötzlich gegenüberstanden, gab es keine Verbindung mehr von innen her. Wie eine Fessel hat sich der Bolschewismus um die Herzen der Menschen gelegt, sogar die äußere Form ihrer nackten Existenz hat er erdrosselt und geändert. Darum tat mir heute sogar dieser zerbrochene Spiegel in dem schweren Rahmen so gut, der in unserem Zimmer hängt . . . Diese Dinge haben etwas von dem Leben übrigbehalten, das einst in ihm wohnte. Ich wurde auf einmal daran erinnert, daß es sogar in diesem Lande eine Zeit gegeben hat, in der in den Räumen des halbzerfallenen Hauses sich Frauen- und Kinderlachen fing. Auf diesem Sofa hatten sich einst junge Frauen mit schönen, langen Kleidern niedergelassen; in diesen Spiegel hatten sie lächelnd geblickt, und ihr schönes langes Haar hatten sie sich dabei aufgesteckt. Diese Zimmer sind einmal voller Gäste gewesen. Gutsnachbarn, die das Fest des Hausherrn oder der Hausfrau feierten, haben dort zusammengesessen. Musik füllte stille Abende . . . Tschaikowsky . . . Rimsky Korsakow . . . Es tut gut, sich einmal vorstellen zu dürfen, daß hier nicht immer verängstigte Menschen lebten, daß einmal ganz herzlich gelacht wurde, unbeschwert und töricht . . . Diese Zeit ist nicht mehr, das ist richtig, vielleicht war sogar vieles an ihr krank, aber man wagt hier gar nicht daran zu glauben, daß es jemals überhaupt nur andeutungsweise anders war, als es heute ist . . . Rußland schnürte mir bei der ersten Begegnung fast den Atem ab. Wenn wir die Grenzen anderer Länder überschritten, dann wurde uns immer wieder ein Stück Europa gereicht, das sich um diesen Kreis schloß, zu dem das Schicksal diesen Kontinent berief. Ihre Kultur war immer europäische Kultur; die Generationen von tausend Jahren haben daran gebaut, wie wir daran bauen, jeder seinen Teil, aber hier wurde sie sofort mit der Grenze geleugnet. Es ist ein kleines Beispiel, daß die erste Kirche, die wir sahen, als Heuschober diente. Das Leben selbst ist auf das primitivste erniedrigt worden. Es tritt uns auch nichts gegenüber, was den Wert unseres Daseins einlöst. Und ich meine doch, es ist seine Aufgabe, einen Inhalt und eine Form zu gewinnen, von der eines Tages unsere Kinder mit Freude zehren . . ." Er schwieg. Krähen kreisten über den Wipfeln der Bäume. Ihr Schreien klang in den letzten Satz hinein, der gesprochen wurde. Da trat eine Gestalt aus dem Gehölz heraus. Sie schien uns nicht zu sehen und kam näher. Wir erkannten, daß es ein Mädchen war. Es hielt den Kopf gesenkt, als suche es etwas; sie ging barfuß. In ihren Händen hielt sie ein gefaltetes Tuch, das sie trug wie man einen Korb trägt. Sie erschrak, als wir sie anriefen, aber sie sagte „dobruj wetscher“, als wir ihr einen „guten Abend“ boten. Sie gab uns zögernd auf unsere Fragen Antwort. Sie hatte das starke Gesicht des russischen Menschen, von dem man oftmals nicht weiß, was kindlich an ihm ist oder vom Leid erfahren. Ihre jungen Jahre machten sie verlegen und wohl auch die strenge Plötzlichkeit unserer Uniformen. Aber soviel erzählte sie uns, daß sie schon vor 8 Tagen aus dem Ort, in dem wir jetzt Quartier bezogen, geflohen war, weil die Partisanen ihren Vater und ihren Bruder fortgeschleppt hatten, ohne daß sie wußte, wohin . . . Sie sagte das

alles mit einer teilnahmslosen, müden Stimme, die ohne jede Erregung war. Und nun war sie wohl zurückgekehrt, weil ein verstecktes Heimatgefühl und die natürlichste Not sie dazu trieb. Die Eintönigkeit ihrer Rede, in der so unbeschreiblich viel Not und Elend schwang, wurde quälend und fast unerträglich. Ich wünschte mir, daß das Mädchen weinen könnte. Der Leutnant fragte sie, wem das Schloß gehört hatte, in dem wir lagen. Sie wußte es nicht; es war alles so lange her . . . Das Mädchen senkte wieder den Kopf, als wir sie weitergehen ließen. Es war noch hell genug, so daß der Posten sie erkennen mußte. Wir fröstelten. Der Nebel begann von den wäßrigen Wiesen aufzusteigen. Wir gingen zurück. Das Mädchen hatte uns wieder schweigsam gemacht. Der Leutnant sprach nicht mehr; nur einmal hörte ich, wie seine Füße gegen etwas stießen und es weiterschoben. „Eine russische Patronentasche“, sagte er nur.

Wir kamen spät in unser Quartier. Es war ein Melder von der Kompanie mit der Post dagewesen. Jan Enke empfing uns mit den Briefen in der Hand. Für jeden von uns war ein ganzes Päckchen dabei, und während ich einen öffnete, sah ich, wie der Zugführer mit einem glücklichen Lächeln zum Fenster trat. Seine Hand schnitt dabei mit einem Messer einen Umschlag auf.

Wir saßen mit unserer Post noch lange am Tisch. Unsere Pfeifen verqualmten den Raum. Der Rauch zog langsam in blauen Schwaden zur Decke; er trieb sich an den Wänden herum und blieb in gemütlicher Bewegung. Wir lasen immer noch unsere Post. Es war ein schöner Abend. Und langsam verwischten sich mit den Zeilen aus der Heimat die Konturen unserer grauen Umgebung, und uns erwärmte das glückliche Gefühl einer tiefen Geborgenheit, die jedes liebe Wort in einer feindlichen Welt verschenkte, deren Trostlosigkeit und Elend nur durch den abgeschabten, blauen Plüsch einer Vergangenheit gemildert wurde . . . *Obergefreiter Jürgen Lenz*

Ihr traft die Dome

Ihr traft die Dome, doch die Herzen nicht.
Ihr habt in unser schwertgeschirmtes Land
für ewig eure Schande eingebrannt
und spracht euch selber fürchterlich Gericht.

Ihr traft die Dome, doch den Glauben nicht.
Ihr wolltet höhrend unsre Seele schänden,
entehrt euch selbst mit sudlerischen Händen,
indes aus uns des Willens Flamme bricht!

Ihr traft die Dome, und nun dröhnt vom Stein,
schreit aus den Trümmern, die die Toten decken,
stöhnt aus den Ängsten, aus der Kinder Schrecken,
nur ein Gebet: „Herr, laß uns stärker sein!“

Unteroffizier Hans Paulin

Ein Mann wie tausend andere

Es sind nun bereits drei Jahre vergangen, aber ich erinnere mich noch ganz genau an ihn. Sehr groß und schlank, von Beruf Sportlehrer, etwa achtundzwanzig Jahre. Außerdem jung verheiratet. Gleich nach der Hochzeit meldete er sich freiwillig zur Infanterie, unser Kamerad Gerhard.

In der ersten warmen Sonne jenes Kriegsfrühjahres begannen für uns heiße Tage und Wochen in einem Lehrgang. Von den Stunden des Tages, mindestens zwölf, hatten wir keinen trockenen Faden am Leibe. Hieran war kein Regen beteiligt, sondern nur die geduldige Ausdauer unserer Ausbilder. So mochten manchem Kameraden nicht nur die Knie weich werden. Doch keiner ließ ein Wort der Entmutigung über seine Lippen kommen, wenn Gerhard in unserer Mitte stand. Ruhig wie immer, in der Pause eine Zigarette zwischen den Fingern haltend, ein wenig überlegen lächelnd. Dann klopfte er wohl einem seelisch zerzausten Kameraden auf die Schulter und sagte: „Bisfchen heiß heute. Soll uns aber nicht anfechten. Ist ja erst der Anfang.“ Wenn ein ermunterndes Wort seine Wirkung verfehlte, nahm er stillschweigend das schwere Maschinengewehr für eine weitere Stunde auf seine eigenen Schultern.

Eines Tages prüfte uns eine Abordnung auf Herz und Nieren. Es kam eine Stunde, da jeder allein vor die Prüfenden treten mußte und unvermittelt die Frage vorgelegt erhielt: „Warum wollen Sie Offizier werden?“

Manchem Prüfling kam diese Frage sicher unerwartet, denn in den heißen Stunden des Dienstes gab es andere Überlegungen. In dieser Stunde mußte jeder Soldat eine klare Antwort geben. Der einzige Mann, der ohne zu zögern antwortete, war wohl Gerhard. Er blickte die Prüfenden frei und klar an. Seine Gestalt straffte sich „Das ist doch Ehrensache“, sagte er. In dieser Antwort lag kein Pathos. Ebenso schlicht hätte er auf jede andere Frage Rede gestanden. Es kann sein, daß er sich wunderte, weil eine derartige Frage überhaupt gestellt wurde.

Bald traten wir in die aktiven Kompanien unseres Regimentes ein. Gerhard wurde Richtschütze eines schweren Maschinengewehres. Während des stürmischen Vormarsches im Westen sahen wir uns nur flüchtig in einigen Gefechten. Dann schob er den Stahlhelm in den Nacken und winkte grüßend herüber . . .

Eines Tages nahte auch seine Stunde. Im Feuer feindlicher Artillerie geriet die Kompanie Gerhards in schwere Bedrängnis. Die kriechenden Granaten lagen bedrohlich gut. Gerhard erkannte, daß sich seine Gruppe durch einen geschlossenen Sprung retten konnte. Eine sumpfige Mulde in siebzig Meter Entfernung bot Schutz.

Zwischen zwei Lagen rief er laut, wie er es auf dem Übungsplatz tausendmal gelernt hatte: „Sprung — auf, marsch, marsch!“ und stürmte den Kameraden voran, sie durch sein Beispiel fortreißend. Geschlossen erreichte die Gruppe die schützende Mulde. Nur der Lafettenträger lag mit gebrochenem Knöchel am Hang. Gerhard eilte zurück, schnallte dem Gestürzten die Lafette vom Rücken und schleppte ihn zur Senke. Noch einmal wagte er den Weg, um seine Lafette zu bergen. Hierbei ereilte ihn ein tückischer Splitter und verwundete ihn schwer. Zwei Tage hofften wir noch auf seine Genesung, dann nahm der Tod ihn für immer aus unserer Mitte.

Viele Monate später besuchten wir seine junge Frau und es war uns, als weilte unser Kamerad Gerhard wieder mitten unter seinen alten Gefährten, weil sich in den Armen seiner Frau ein Junge wiegte.

Ernst Beckmann

Die Kompanie bekommt ein Kind

Das war beim Sumpf 24, gleich hinter dem See 63 (bei uns in Lappland haben nämlich Seen und Sümpfe nicht Namen, sondern Nummern; denn es gibt so viele davon, daß die Namen nicht ausreichen!), als sich der Obergefreite Ederl plötzlich, während die andern im Bunker ruhig ihre Briefe lasen, ohne sichtbare Ursache laut auf die Schenkel schlug. „Mensch!“ faßte er den Bernegger an, „Mensch!“ und stieß den Schluifer zur Seite, sprang auf, „Mensch, Mensch!“ am Klacher vorbei und warf die Arme hoch, als hätte er zu wenig Luft in seinem Brustkasten für so etwas Gewaltiges, das ihn da auf einmal gepackt hatte. Dabei war der Ederl von Natur aus ein ruhiger Mensch, ruhig, wie sie aus den Tiroler Bergen kommen, und die langen Monate in den Wäldern Lapplands hatten ihn, wie die ganze Kompanie, noch viel ruhiger gemacht; denn „Gott hat den Menschen die Zeit geschenkt“, so sagen die Finnen, die in diesem Walde daheim sind, „aber von Eile hat er nichts gesagt!“ Hast und Eile wird jedem in Lappland fremd. Wer es eilig hat, dem dauert der Krieg doppelt so lang.

So gab es nichts mehr im Leben, was den Obergefreiten Ederl oder sonst einen von der Kompanie aus der Fassung bringen konnte; denn alles, was der Krieg einer Kompanie in Lappland bescheren kann, hatte er ihnen schon beschert: Schneidige Kälte, abgeriegelt im Wald, Schneesturm und Hunger, Nässe überall, wochenlang im Igel, dann wieder Iwan im Motti, alles im Wasser, brütende Hitze, eine Hölle von Mücken und wieder Frost, schneidige Kälte, so ging hier das Leben! Was konnte also überhaupt noch in der Welt passieren, daß da einer plötzlich aufsprang und sich ohne Grund auf die Schenkel schlug!

Der Oberjäger Breitenfelder, ohne den Kopf zu heben, räusperte sich tief von unten herauf. Das war das Zeichen, daß ihn etwas in seiner Ruhe getroffen hatte. Der Ederl verstand sogleich, was dies bedeutete; denn der Oberjäger redete nicht gerne und war in Lappland schweigsam wie ein Baum geworden. Das Räuspern sagte genug. So faßte sich denn der Ederl ein Herz, baute sich der ganzen Länge nach im



Bunker auf, klappte die Absätze zusammen, so gut es ging und rief, als gelte es einem ganzen Regiment:

„Obergefreiter Ederl meldet ein Kind!“

Wenn in diesen Tagen der lange Ederl in seiner Eigenschaft als Kompaniemeldel durch die Gegend beim Sumpf 24 und um den See 63 ging, kam es ihm vor, als wäre er im Garten des Paradieses. Die ganze Welt war verwandelt. Der Kompaniekoche, der dicke Lenz, sonst ein finstrer, abgründiger Mensch, die eine Hand in der Margarine, streckte ihm die andere entgegen und drückte sie stumm. Der Funker Luis fuhr aus seinem Bau und halb zum Ederl, halb ins Mikrofon schrie er: „Ein Kind, jawohl! Kind, K wie Konrad, I wie Ida . . .“ und gab es unverschlüsselt weiter. Der Schreiber Huber sprang, die Liste hoch in der Hand, aus dem Bunker und wollte den Namen wissen und weiß Gott was alles. Selbst der Spieß, der sonst mit nichts als mit sich selbst zufrieden war, bekam das Zucken um die Mundwinkel und hieb dem Ederl in den Rücken und meinte, nüt so einem Anbauurlaub wär er zufrieden. Der ganze Kompaniegefechtsstand war in den hellsten Vaterfreuden, und der Leutnant schüttelte dem Obergefreiten Ederl beide Hände und sagte eine schöne Gratulation. Das Kind, das irgendwo weit hinter den Bergen in Tirol in seinen Windeln strampelte, hatte die Männer in Lappland alle verwandelt, die finsternen wurden hell, die groben wurden fein, selbst die verschlossenen, die es in jeder Kompanie gibt, gingen auf, wenn auch nur für kurze Zeit, wie die Rosen in der Sonne.

So ist es: Nicht der Obergefreite Ederl, die ganze Kompanie hat das Kind bekommen! Es ist nicht das erste, es ist vielmehr das siebzehnte, seit wir in Lappland sind, und es wird nicht das letzte sein. Aber bei jedem Kind fängt die gleiche Freude wieder an. Es steckt eben doch in jedem Soldaten, selbst in dem ledigsten Junggesellen, insgeheim ein Vater, und gerade in denen, die das nicht mehr wahr haben wollen, am meisten.

So wird denn auch jedes Lapplandkind besonders gefeiert. Drei Tage und drei Nächte lang kommt der Ederl nicht aus dem Taumel heraus. Das sind nun einmal so die bestimmten Bräuche, die in den Wäldern von Lappland üblich geworden sind. Und das zwölftmal schon erzählt er, welches Rezept er für die Urlauber hat. Am vierten Tage erst beginnt das richtige Familienfest. Der Schluifer bringt die birkene Puppe, an der er heimlich in der Nachtzeit, ohne daß es die andern sahen, geschnitzt hat. Die Fernsprecher bringen eine Wiege daher, sorgsam gezimmert und mit zwei brennenden Kerzen darin, und der dicke Koch steckt ihm mit dem finstersten Gesicht der Welt etwas zu, von dem keiner erfuhr, was es eigentlich war. Dann aber kommt der Leutnant mit seinem Stabe und besichtigt feierlich und ernst das Kind, dreht das Bild, das inzwischen eingetroffen ist, nach allen Seiten, gibt es die Runde weiter und sagt, es sei das schönste Kind, das er jemals gesehen habe; so etwas von Kind sei noch nicht dagewesen und im übrigen ganz der Ederl selber.

Wir Alten, die wir schon den andern Krieg hinter uns haben, wissen, daß es auch anders sein könnte, daß einer, dem seine Frau daheim ein Kind schenkt, verlacht wird, verspottet, weil doch das Leben im Krieg keinen Sinn mehr hat, weil doch alles verloren ist. Wir Alten wissen, warum unsere Kompanie damals keine Kinder bekam oder ihre Kinder verschwieg. So verstehen wir auch, was ein Fest wie dieses bedeutet: Das Kind ist für die Kompanie das schönste Zeichen, daß der Tod — und geht er noch so hart mit uns um — trotz allem besiegt wird; denn dieser Krieg wird für das Leben, nicht für den Tod geführt, und in seinen Fahnen weht die helle Freude als Zeichen.

Karl Springenschmid

Gedanken eines Soldaten, der Vater wird

Wenn ich so abends nach Zapfenstreich auf meinem Strohsack liege, draußen heult der Sturm um die Baracke, dann schweifen die Gedanken hin zu dir, liebste Frau. Vielleicht sitzt du jetzt in der Wohnküche, dort in der Sofaecke am Fenster. Vor dir steht dein Nähkorb und du häkelst. Häkelst an einem ganz kleinen Stück, an einem Jäckchen für unser Kind. Aus weißer Wolle. Vielleicht hältst du jetzt an, hebst den Kopf und lauschest. Und lächelst. Merkst vielleicht, daß auch ich jetzt an dich denke. Denkst an unser Kind, das sich immer mehr bemerkbar macht und schon strampelt. Es sind ja nur noch wenige Wochen. Ja, wenige Wochen noch, dann bin ich Vater. Du kannst es dir nicht denken, wie ich diese Wochen zähle. Du weißt nicht, daß neben meinem Bett an der Holzwand der Baracke Striche stehen. Gerade neben dem Astloch, wo es manchmal zieht. Genau 50 Striche fehlen noch, dann ist es soweit. 50 Striche — Jubiläum.

Weißt du noch, als du mir gesagt hast, ich werde Vater? Da war ich noch bei dir. Es war an einem Abend, lind war die Luft, der Frühling meldete sich. Draußen standen wir an der alten Stadtmauer am Schloß. In der Ferne spielte jemand auf der Handharmonika. Ein sehnsüchtiges Lied.

Da mochte ich kleine Kinder nicht, hatte schon als Junge ein Greuel davor. Dieses Gebrülle, diese Windeln. Später aber, als ich meine erste Kamera bekam, knipste ich auch Kinderbilder. Von Bekannten und Verwandten. Sah die Freude der Mutter und des Vaters. Wie er strahlte, der Vater, wenn er seinen Sohn hochhielt, wie der Kleine krächte und schrie vor Lust. Da bekam ich ein komisches Gefühl. —

Die Eltern konnten kaum die Zeit abwarten, bis die Bilder fertig waren. Und waren sie dann da, dann war die Freude riesengroß. Ihr Sohn in allen Stellungen, sie wurden gar nicht müde und schauten und schauten. Da schlich wieder das komische Gefühl in mein Herz, Neid! Neidisch war ich, weil ich so etwas Kostbares nicht besaß. —

Nun war es soweit. Nun konnte auch ich strahlen. 50 Tage noch. — Draußen heult der Herbststurm stärker, jetzt regnet es noch. Wie mollig ist es unter der Decke. 50 Tage noch . . .

Meine Gedanken schweifen wieder ab . . .

Im Fronturlauberzug sitze ich, Richtung Heimat. Sieht es denn keiner, ich bin Vater geworden! Zwillinge, ein Bub und ein Mädel! Jeder muß es doch sehen, jeder muß es doch wissen! Durch die Straßen meiner Heimatstadt gehe ich, Blumen in der Hand. Im Koffer Spielzeug, alles was ich kriegen konnte. Die Verkäuferin fragte, ob mein Kind schon 3 Jahre alt ist. 3 Tage ist es erst, aber Spielzeug muß es doch haben, nicht wahr? —

Dann trete ich ins Zimmer, du liegst im Bett und schaust. Lächelst. Und ich bin ja so klein, so schüchtern. Wie ein Schuljunge. Meine Begrüßungsworte, die ich mir im Zug überlegt habe, wo sind sie? Ich schaue und schaue. Ob er Ähnlichkeit hat mit mir, der Bub? Meine Nase hat er und meine Haare. Und das Mädel? Wie die Mutter. Und die kleinen Finger, die rosa Zehen. Ich schaue und schaue und staune. In 50 Tagen . . .

Draußen heult der Sturm, der Schritt des Postens erklingt. Der Regen hat aufgehört. War das in der Ferne nicht Kindergeschrei? Nein, nur der Sturm war es.

In 50 Tagen . . .

Obergefreiter Max Busse



Zwischen Marsch und Geest

Es saust und summt den ganzen Tag in den hohen Spiräen, deren Blütenbüschchen wie Schneetannen im Abendgold schimmern. Die Stuten auf der Koppel drüben peitschen mit dem Schweif und stampfen wiehernnd einher. Auf der staubigen Dorfstraße knarren die Heuwagen. Barfüßig kommen die Kinder mit kleinen Henkeltöpfen an meinem Fenster vorbei, sie wollen Blaubeeren pflücken.

Ja, hier schreibe ich nun in meinem Sommerhäuschen am Geestrand, während vom Nachbardorf her die Bullenkälber brüllen. Eine Weile äugen sie am großen Dunghaufen ruhig vor sich hin, dann beginnen sie steifbeinig einen Galopp. Dabei stören sie die Schweine, die alle Viere von sich, mit prallem Bauch wohligh grunzend in der Sonne liegen. Das ist der Sommer.

Alles kommt nun mit Macht herauf. Erst waren die Tage ständig voll Wind und Wolken, der Regen fiel nicht. Die Erde blieb kühl und trocken. Der Roggen kam nur eben mehr als kniehoch heraus und so gelichtet, daß man hindurchschreiten konnte, ohne einen Halm zu zertreten. Da wurden die kahlen Ackerstreifen noch einmal unter den Pflug genommen. Der Segen des Himmels blieb schließlich auch nicht aus. Nun wogt schon alles voll zwischen Busch und Baum. Nur die Knicks, die langen Heckenzüge um die Koppeln, haben stellenweise noch rostig gesprenkelte Lücken, und einige alte Bäume ragen schwarz und kahl. Der Frost fraß sich metertief.

Hier bin ich ganz zu Hause. Ich kann keine hundert Schritte ins Dorf gehen, ohne dreimal ein freundliches Wort zu wechseln, ich gehöre dazu. Das war nicht gleich so. Es fiel auf, daß ich mit einer Aktentasche umherging. Wenn hinter Johann Wrages Laden die Post verteilt wurde und ich dann oftmals ein ziemliches Päckchen erhielt, sahen mich die Leute scheu an. Schneider Bade hat es mir dann gesagt: man hielt mich für einen Kriminalbeamten. Das wurde aber bald anders, als ich ohne Kragen und mit einer geflickten Hose neben Aschmöller auf dem Wagen saß. Und als Aschmöller dann ein Gedicht von mir im Kreisblatt las, wick auch der

letzte Schimmer von Mißtrauen. „Kriminalbeamte haben für so was keine Zeit“, soll er gesagt haben, „da läßt sich nichts Böses bei denken.“

Aschmölle ist mein Freund und Berater in allen Dingen. Er trägt eine helle Leinenjacke und einen grünen Strohhut, kippt die Mülleimer in seinen Wagen, fährt Holz und Torf. „Zwei Mark fünfzig ist ja wohl nicht zuviel“, sagt er bescheiden, wenn ihm jemand eine Fuhre bezahlen will, wofür er eigentlich mehr als das Doppelte haben müßte. Kommt er neben dem Wagen her mit seiner schwarzen Lisbeth des Weges, hat er für mich immer Zeit.

„Warum heißt dein Pferd Lisbeth?“ fragte ich ihn einmal. Da sah er mich lange an wie ein Mann, der Gottes Zorn im Antlitz trägt, dann sagte er still: „Ich hab' mal 'ne Braut gehabt, die hieß auch so und die hab' ich nicht gekriegt — hü!“

Darmit schob er seinen grünen Strohhut einen Strich tiefer noch ins Gesicht.

Gestern hab' ich mit Peter Holm Buschholz geholt. Ich nannte ihm einige Ortschaften aus dem Weltkrieg im Westen, da zeigte sich, daß wir in den selben Gräben gelegen hatten. So kamen wir uns als alte Kameraden gleich näher. Peter Holm hatte zwei Braune vor dem Wagen, schöne glatte Tiere. Während wir den sandigen Knickweg entlangfuhren, sprach er über die beiden. „Sie sind treu und willig“, sagte er, „machen jede Arbeit, ja, sie sind echt. Beide haben sie ein Fohlen gehabt. Die wuchsen auch schön heran. Als der Krieg mit Rußland anfang, da hab ich sie weggeben müssen. Wie es den jungen Tieren nun wohl gehen mag?“

Ich nickte nur. „Worauf hin kann man sagen, daß sie echt sind?“ wollte ich wissen.

„Echt sind sie, wenn sie eine echte Mutter gehabt haben“, klärte Peter Holm mich auf, „mit uns Menschen ist das gerade so.“

Peter Holm hat ein langes Kinn und einen Schnauzbart, und er hat sehr feste Augen.

Ja, ich gehöre dazu. In der Stadt hört man oft „Mensch“ oder „Mann“ im Umgang, hier heißt es „Jung“ oder „Deern“, auch wenn die Leute schon zehnmal aus diesen Jahren heraus sind und sich gar nicht kennen. „Ja, Jung“, meinte Jakob Bruhn, der Schuster — neben Hermann Lübbe, der es mit seinen neunundsiebzig Jahren auch noch mit ihm aufnimmt —, „ja Jung, diese Langschäftigen hier, das ist noch Arbeit, die hab' ich aus einem Stücke genäht. Wenn nur der, der sie kriegt, ebenso aus einem Stücke ist!“

Von unserem Dorf ist ja eigentlich nicht viel zu sagen. Es hat ein paar Höfe mit Eichen und Steinwällen wie andere auch, und auf dem höchsten Punkt steht grün und weiß gestrichen eine Mühle. Die ist schon alt. „Gott mit uns!“ steht unter der Haube. Weit über das Land her kann man ihre mächtigen Flügel kreisen sehen. Der Weg zur Pumpe über Klaus Königs Hof ist mit alten Ofenplatten ausgelegt worden. Mädchen in steifrockig-alten Trachten sind darauf, Fruchtbänder und Tiere. Ganz schwach ist noch die Jahreszahl 1702 zu erkennen. Es gibt hier aber auch kleine Häuser mit verputzten Säulen und schrecklich gemalten Alpenlandschaften neben dem Eingang, und die Ziergartenbeete davor sind unausstehlich regelrecht gemustert. Die sind eben nicht weiter zum Ansehen, die sind nur da. Nein dies, oder daß die Soldaten sonntags mit den Mädchen bei Heinrich Wilstermann im Krug sitzen, ist ja weiter nichts Besonderes. Aber das Dorf allein ist noch nicht alles.

Das Dorf liegt auf einem meilenweit sich erstreckenden Dünenzug voll Wald und Heide, Darunter leuchtet saftig grün bis fernhin an den Horizont die Marsch.

Gleich hinter dem Stubbenberg, wo der Sandweg wie ein urzeitlicher Gletscher durch die Düne bricht, hat man einen unvergeßlichen Ausblick. Die ganze goldgrüne Lichtflut bis in die silbrige Ferne mit ihren klar unterscheidbaren Sielzügen, schwarzroten Torfstichen, Heudiemen und Strohdachkaten, ja, bis zu den entlegensten Kirchdörfern und meerschäumgelb am weichblauen Himmel rauchenden Schloten spricht mit ungeheuer erregender Gewalt. Schon genug, daß da unten neben grasenden Kühen auf einem bleigrauen Strich mächtige Schiffe gespenstisch durch die Wiesen gleiten, — diese ganze Niederung war einmal, das spürt man unsagbar hinter den Dingen, so voll flutender Wogen wie heute voll Licht, und so wie jetzt über Torfstich und Heuwiesen die Störche mit breiten Schwingen rudern, glitten hier einmal die Fische dahin. Am Abend, wenn die Wolken schwer wie Sandbänke lagern, und in dunstig blauer Fülle alles darunter ruht, glaubt man die See der Urzeit förmlich fluten zu hören. Ja, der Geestrücken hier war einmal Wasserkante und die mächtige Niederung wahrscheinlich das Urstromtal der Elbe.

Nach Osten aber erstrecken sich tief zwischen Eichenknickwegen eingesunkene Wiesen. Hier lagen einst Buchten und Häfen, worin die Fischer im Einbaum Schutz suchten. Der Geesthang schob sich anfangs bis in die Nordsee hinein. Dort wuchsen die Watten herauf. Die Wasser stauten sich und vermoorten, und aus Jahrtausenden voll Regen, Wind und Stromschwemme wob sich die Pflanzendecke voll Heide, Gras und Ginster zu Füßen des Nadelwalds und wob sich mit der grüne Teppich triftiger Weide.

Das sind große Verhältnisse. „Wir sind ein altes Dorf, und was unser Herrgott mit Erde geschrieben hat, das ist wahr“, hat Aschmöller gesagt, „wir können es nur nicht lesen. Lesen können wir nur, was wir mit Tinte zu schreiben anfangen, aber wahr ist das längst nicht immer.“

Wie eine natürliche Festung liegt der Hang. Dort, wo er am schroffsten abfällt, stand eine Burg. Inmitten des Ringwalls, der wie eine buchgrüne Kuppel in der Landschaft steht, liegt windgeschützt, tief eingesunken, nun ein alter Friedhof. Vor einem Jahrtausend standen hier Kriegersleute hinter Palisaden und auf Wehrtürmen, die Korn und Wegzoll eintrieben und den Bauern Schutz boten, wenn die wilden Horden von Osten herandrängten. Ein Burggraf von drüben der Elbe her soll dort einst, als er zu viel Rahm von der Milch verlangte, von Bauern umgebracht worden sein. Es waren Zeiten der Hungersnot gewesen, und er habe, sagt man, mehr Korn haben wollen, als die Säcke füllte. Obendrein soll er sich die schönen Töchter des Landes nicht anders als die Brassens aus der Au geholt haben. Da hätten sich dann einige beherzte Männer in Kornsäcke stecken und in den Burghof fahren lassen. Auf ein Lösungswort hin sollen sie hier die Säcke plötzlich aufgeschnitten haben und herausgesprungen sein. Im Handumdrehen waren die Wachtleute niedergestossen, und ein Mann vom Schläge Peter Holms mit Langkinn, Schnauzbart und festen Augen mochte es dann wohl gewesen sein, der dem Wüstling und Leuteschinder sein Eisen in den Leib rannte. Die Gelehrten halten freilich die List mit den Kornsäcken für eine ziemlich luftige Fabel, die schon den Griechen nachgesagt wird, als sie vor Troja lagen, ein hölzernes Riesenroß zimmerten, in dessen Bauch krochen und sich dann vor den ahnungslosen Trojanern in die Stadt hineinziehen ließen, aber ein altes, schon stark angeräuchertes Wandbild mit Fliegenschmutz, das bei Heinrich Wilstermann im Krug hängt, hat die erlösende Mordtat doch sehr überzeugend verewigt. Heinrich Wilstermann schenkt jedenfalls dem nichts ein, der sie bestreitet.

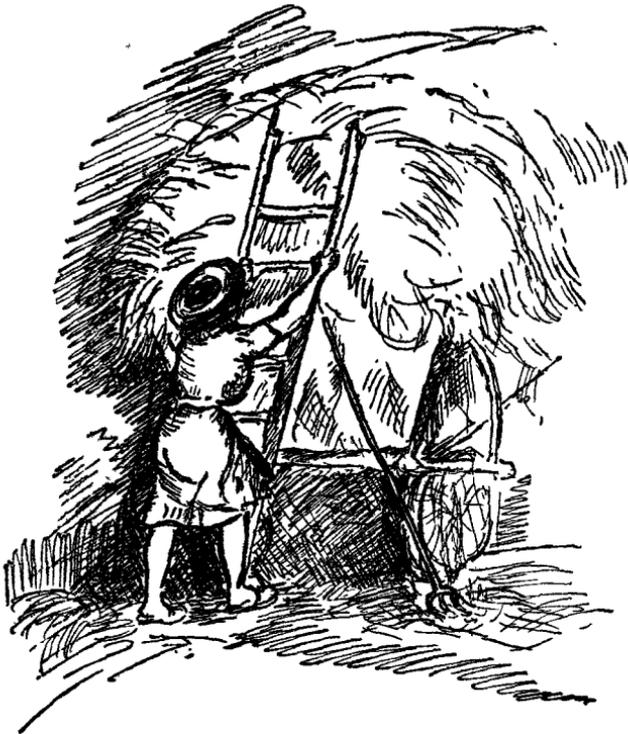
Nach Aschmüller soll allerdings die Frau des Grafen an allem Schuld tragen. Eine Landfremde wäre sie gewesen aus der Taterngegend, ein wahres Teufelsweib mit schwarzen Haaren und gefährlichen Glutaugen, das aller Sitte Hohn sprach und jeden glatten Burschen in ihre Netze zog. Sie hätte dem Wüstling nichts nachgegeben, sagt Aschmüller, und wenn ich diese Geschichte, wobei sich wirklich allerhand Böses denken läßt, mal ausdichten wollte, dürfte sie am wenigsten gut dabei wegkommen. Das wüßte er von seiner schwarzen Lisbeth her, obwohl die es gewiß längst nicht so getrieben hätte, nein, nicht entfernt so. Aber die Langhaarigen wären nun doch mal das schwächere Geschlecht. Auf die Treue, die auf vier Beinen geht, wäre mehr Verlaß.

Soweit Aschmüller, auch das gehört dazu. Dies ist also nicht nur ein Geestdorf ohne sonst etwas. Es hängt eine ganze Welt daran, wenn man richtig hinsieht.

Der Sommer läßt alle Farben leuchten. Schon in aller Herrgottsfrühe fährt Stine Sötbeer mit dem Rad ins Moor, um zu melken. Zweimal am Tag macht sie den Weg, auch bei Sturm und Regen. Sie hat schöne starke Glieder. Mit ihrer Schwägerin und alten Mutter regiert sie den ganzen Hof, ihr Bruder ist in Rußland. Ja, Stine hat eine unverdrossene Seele. Es wird Zeit, daß sie an den Mann kommt. Sie hatte bisher kein Glück, es war immer nicht der Richtige. „Is en Jammer üm de Deern, so schier as de wissen is, man se geht ni dornah“, klagt ihre alte Mutter manchmal. Nein, Stine geht nicht danach. „De mi ni süht as ik bün, den seh ik ok ni!“ sagt sie. Aber am vorigen Sonntag hatte sie sich doch fein gemacht und das braune Kleid angezogen mit dem blauseidenen Einsatz. So war sie ganz rot und frisch und mit gewaschenem Haar bei Heinrich Wilstermann im Krug gewesen und wirk-

lich auch nicht allein wiedergekommen. Als die Fledermäuse schon um den Dachfirst strichen, stand sie noch mit einem Flaksoldaten am Hecktor der Fohlenkoppel. Ob es diesmal der Richtige ist?

Einmal war ich mit Opa Deetjen dort unten. Ich half ihm die Torfsoden umlegen, damit sie schön trocknen konnten. Der Geestrücken hinter uns schwamm im Dunst wie ein riesiger Wal-fisch, die Moorwiese lag still und grün in der Mittagsglut, in der schwarzbraunen Grube regte sich nichts. Da, während wir schweigend die Soden umpackten, kam ein Storch angestellt. Einige Schritte vor uns blieb er stehen. Er hob seinen roten Schnabel und Opa Deetjen



hob seine rote Kümmelnase. Sekundenlang ruhte die Harmonie der Welt auf zwei roten Nasen. Plötzlich begann die lange Nase zu klappern und die kleine dicke mußte niesen. Aus war es mit der Harmonie.

Jetzt rasselte die Mähmaschine über den Hofplatz, der Roggen bekommt den ersten Schnitt. Tag für Tag geht es so fort, bis die Augustäpfel reifen, dann rollen die Wagen hoch mit vollen Garben durchs Tor. Vor der Scheune werden die Pferde ausgespannt. Ein Griff in die Speichen, und der Wagen steht unter dem Heuboden. Stine steigt auf die Deichsel, löst mit ihren kräftigen Fingern den Ladebaum und drückt ihn langsam nach hinten weg.

Nun beginnt die Arbeit. Stine setzt sich einen breiten Strohhut auf, nimmt eine Gabel und klettert mit ihren strammen nackten Beinen auf den Wagen. Ich stelle mich mit meiner Gabel an den Rand des Heubodens, und im äußersten Winkel hält sich ein Junge bereit, um die Garben aufzufangen und gleichschichtig auszubreiten.

Schon schwebt die erste Garbe auf Stines Gabel. Ich steche hinein und schwinde sie hinter mir dem Jungen in die Arme. Die zweite kommt, und wieder fängt der Junge sie auf. So geht es nun an in stetem Takt und Schwung, die Pulse klopfen. Bald steht Stine schon tiefer unter mir. Sie stemmt mit roten Armen die Garbe hoch, ich muß rasch zupacken, daß sie nicht wieder von der Kante gleitet. Einmal geschieht es doch. Da packt Stine gleich zwei Garben und knallt sie mir hart vor die Füße. Törfkopp! sagt der Blick. Ich will mich nicht lumpen lassen, spieße beide Garben auf und drücke sie weg.

Stine stakt nun rascher, und rascher fliegen die Garben nach hinten, der Junge muß springen. Ein Staub von Kaff legt sich um uns, mir rinnt der Schweiß. Stine treibt uns unermüdlich, wir dürfen nicht nachgeben.

Jetzt greift Marta, ihre Schwägerin, auch mit ein. Ich stoße ihr die Garben zu, wir teilen die Kräfte. Während ich so zwischen zwei Feuern stehe, fällt manches kecke Wort. Im Gleichklang raschelt das Stroh, die Garben fallen. Hoch durch die Luke fällt ein breiter Sonnenstrahl, worin unzählige Staubfunken tanzen.

Allmählich quillt mir unter dem steten Druck die Hand auf. Aber der Gleichtakt wird nicht unterbrochen. Es ist eine schöne Arbeit voll Griff und Schwung, mir wird wohl dabei. Und wohl wird mir ums Herz, wenn ich nach unten blicke und Stines ernste blanke Augen unter dem rundgelben Strohhut aufschlagen sehe.

Eine Fuhre, eine zweite, fünf Fuhren machen wir leer. Heute und morgen, Tag für Tag wird gestakt. Zwischendurch, bis der nächste Wagen heranschwankt, liege ich rücklings auf dem Stroh. Mir brennen die Schwielen in den Händen, und das Blut in den Schläfen saust. Ich liege so da unter dem mächtig hohen Spitzdach, ich blicke in den goldbraunen Strahl tanzender Staubfunken und mir ist, als wimmele es darin von Engelsköpfen auf einer Lichtbrücke hoch im Dom.

Abends aber schmeckt dann köstlich die Buttermilch, und der Schlaf ist tief und erquicklich.

Aber die gute helle Zeit geht schnell vorüber. Heute rauschte es die ganze Nacht vor meinem Fenster. Das war der Regen. Seht, nun stehen die Baumstämme schwarz und schimmelgrün, die gelben Blätter liegen im Schlamm. Gestern war es noch alles anders . . . Von den Zweigen der hohen Linde an der Landstraße wehten sehr dünne Fäden, die Luft war klar und ohne Gang. Man hörte noch mehr Vogelstimmen als heute. Wenn die braun und weiß gefleckten Kühe mit schwankendem Bauch ins Dorf stapfen, blieb die Wärme von ihren Leibern noch eine Weile spür-

bar. „To!“ rief der Hüttejunge, „to!“ Er schwenkte den Stecken und trieb sie vorwärts, nachdem das rote Postauto hindurch war. Nun stehen die treuen Tiere mit einem Sacktuch über dem Rücken am kahlen Knick. Sie rupfen das letzte Grün. Bald kommt die lange Zeit im Stall.

Den ganzen Tag über gehen Fuhren mit Rüben und Weißkohl zur Bahn. Peter Holm steht im Garten und pflückt Maiskolben. Die schönen Früchte leuchten wunderbar honiggelb unter dem tintenblauen Himmel. Wer scheestockt da über den Dorfplatz? Opa Deetjens mit der Kümmelnase. Der will ins Moor. „Ward nun Tiet mit den Törf“, sagt er, „wenn de Grönkohl in'n Gorn steiht, mutt de letz Föhr in.“

In ihrem Garten zwischen Astern und Georginen steht Mutter Dreesen. Sie ist hoch von Gestalt, hat herbe, männliche Züge. Ihr Junge, der Hans Jochen, ist im Osten geblieben. „De hebbt ehr Tiet hatt“, sagt sie still, während sie einen Strauß pflückt, „he harr sien Tiet noch ni, so jung as he noch weer! Nu will ik se in't Glas stellen vör sien Bild.“

Bei Hermann Lübbe geht die Haustür auf. Er selbst, ein kleiner Kahlkopf, kommt in blauer Schürze, den Schusterhammer in der Rechten, mit einem Ortsfremden zum Vorschein. „Neunundsiebzig, neegenunsömting, jawull!“ spricht er lebhaft auf den Fremden ein, „un sößdüg Johr al heff ik hier stramm op den Hüker seten! Jawull, ümmer op dat Ledder slaan, ümmer rüstig, alles gesund, nu ok noch — alte Garde!“ und er nimmt mit dem Schusterhammer an dem Schenkel stramme Haltung an. „Vier Kriege hab' ich schon erlebt. Dat is nu dé föfte. Den will ik ok noch achter mi hemm, jawull. Gott verlett keen Dütsche, un en Schoster eers rech ni!“

Hein Kropp, der Fahrraddoktor, schreckelt von Haus zu Haus. „Vunmornn gifft dat Krabben“, ruft er, „Schöttel mitbringen!“

Lütt Heinke fährt ihren Puppenwagen um die Ecke, wo Stine Sötbeer sie beinahe umgerannt hätte. Rot vor Freude kommt sie dahergefegt, einen Brief in der Hand. „He kümmt!“ ruft sie ihrer Schwägerin Marta zu, „he hett nu doch Urlaub kregen!“

Mir scheint, diesmal ist es bestimmt der Richtige.

Langsam beginnen die Mühlenflügel zu kreisen. Der Tag lichtet auf. Ein Schimmer von zarter Bläue wird zwischen den Wolkenbänken sichtbar. Ich nehme den Stock und gehe ins Tannenholz.

In einer Lichtung steht Aschmöller mit seinem Wagen, er will Eichenkratt aufladen. Gemächlich spannt er derweile Lisbeth aus. „Nu geh man auch mal 'n büschen auf Tour“, sagt er, „is ja noch mal schön heut“, und er gibt ihr schmunzelnd einen Klaps.

Lisbeth nickt und tritt in den Busch. Leise rauschen die Wipfel, es tropft von den Zweigen, und vom Quellental herauf bumpert dumpf das Mühlenrad.

Albert Mühl

Der eine fragt, was kommt danach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
der Freie von dem Knecht.

Theodor Storm

Der alte Bauer

Wie steht die Ernte gut in diesem Jahr.
So hart wie der vergang'ne Winter war,
so kräftig schoß danach das Korn empor
im Mai, als ich den ält'sten Sohn verlor, —
im Krieg.

Den Roggen hat der Junge noch gesät
vergangnen Herbst. Dort, wo der Schafstall steht,
als ich die Vesper ihm aufs Feld gebracht,
schaut er zu mir hinauf und lächelt sacht.
Im Mai, —

und strich die blonden Haare sich zurück,
in seinen Augen leuchtete das Glück:
Im Mai da kommt dein erster Enkel an!
und wie er weiter in die Ferne sann:
Uns' Jung!

Der Enkel kam! Mein Junge ging dahin!
Doch alles Grübeln hat ja keinen Sinn.
Der Herrgott gibt und nimmt, wie's ihm gefallt.
Auf Saat folgt Ernte, das ist der Lauf der Welt,
trotzdem!

So will ich morgen früh den Roggen mäh'n,
danach die Stoppel pflügen und aufs neue sä'n.
Die Erde hat ihr ewiges Gebot:
Mein Enkel lebt, so hat es keine Not, —
Deutschland. —

Werner H. König

Besinnlicher Herbstgang

Nach diesem sonnenarmen Sommer brachen glitzernde Herbsttage an, und ich nahm meinen kleinsten Sohn an die Hand, den vierjährigen, und spazierte zum nahen Scheitniger Park, der in allen Jahreszeiten herrlich ist, im Herbst aber vielleicht am herrlichsten. Schon von weitem erkannte ich, daß wir leider ein bißchen spät daran waren, gar zu wild hatte der gestrige Sturm gewütet, und viele Wipfel waren fast ganz entblättert, aber dafür standen die Stämme, die Äste, die feinsten Zweige so klar ins goldblaue Licht gezeichnet, daß auch jetzt der Weg durch den Park noch Schönes verhieß.

Da aber nahm unsere Wanderung jäh ein vorläufiges Ende; am Eingang des Parks nämlich steht schon seit Menschengedenken ein Karussell. Ich selber hätte es, jetzt im November, nicht mehr hier vermutet, ich blickte also gar nicht hin, aber mein Junge schrie wie am Spieß und war sofort von Tränen überkullert: „Vati, Vati, die ungezogenen Männer machen das Karussell kaputt!“ Ja, da er mich für den stärksten Mann der Welt hält, forderte er mich sogar auf, diese Männer zu „verschnicken“. Es tut mir weh, aber das mißratene Breslauer Kind gebrauchte in der Tat diesen kräftigen Ausdruck.

Ich antwortete ihm lehrreich, die Männer seien gar nicht ungezogen, sondern nähmen das Karussell nur auseinander, weil nun doch der Herbst gekommen und der Winter ganz nahe sei, und im Frühling würden sie es wieder aufbauen, und er, mein gutes Jungerle, würde dann wieder auf den Pferdeln reiten. „Will ein bißel zugucken“, schluchzte er, und selbstverständlich guckten wir zu.

Es war keines jener höchstmodernen Karusselle, wo ein Feuerwehswagen mit Magirusleiter und gellender Glocke, ein Straßenbahnwagen und ein Tank mit Maschinengewehr im Kreise herumrasen, sondern ein gutes, altes Karussell mit Rappen, Schimmeln und rotsamtenen Kutschen, eines im Stile der unvergeßlichen Pfingstkarusselle meiner eigenen Kindheit, mit funkelnden Spiegelchen, lodernnden Gemälden und zitternden Flittern, die an geheimnisvollem Gleisen nur durch Christbaumkugeln erreicht werden, und ich gestehe ehrlich, ich älterer Herr liebe die alte Sorte mehr als die neue.

Ich war selber gerührt, weil soviel Schönheit jetzt entzaubert wurde und eine Märchenwelt hier sichtbarlich in ihre höchst sachlichen Bestandteile zerfiel, in Bretter, Bohlen, bestrichene Leinwand, Scharniere und Schrauben, und es war grotesk, aber auch schauerlich, als einer der Männer die Karussellpferde mit ihren erschrockenen, großen Augen quer über einen Handkarren stellte, sich dann vor den Karren spannte und als zweibeiniger Gaul die vierbeinigen Gäule zog.

In meinem Jungen hatte indessen die Wißbegier schon über den Kummer gesiegt. „Warum tun sie's denn im Herbst auseinandermachen, Vati?“ Ich erklärte ihm, daß es im Herbst schon kalt sei, und daß die Kinder auf den Pferdeln, aber auch die Pferd selber frieren würden, da fragte er: „Wie is denn Herbst?“ Ich sagte ihm, ich wolle ihm den Herbst ganz genau zeigen, aber das könne ich nur im Park, und so lockte ich ihn von der Trümmerstätte, zeigte ihm die kahlen Bäume und die Menge braunen Laubes, das säuberlich beiseitegefeget war, und während ich mit milder, wehmütiger Stimme so redete, trabte er schon jubelnd am Wegrande durch die dicke Schicht der Blätter, daß sie vor seinen Füßen ordentlich schäumten, und er zischte dazu und behauptete, der Dampfer „Sommernachtstraum“ zu sein.

Ich mußte sogar mitfahren, das heißt also, hinter mein Söhnchen treten. Dann kommandierte er: „Langsam vorwärts!“, und mit mächtigem Rauschen stoben wir durch die Flut des gestorbenen Laubs.

„Das ist also der Herbst“, sagte ich pädagogisch, „und dann kommt der Winter, da schneit es, und dann kommt wieder der Frühling, da kriegen die kahlen Bäume wieder Blätter, und im Grase wachsen wieder die Gänseblumen, die du so gerne pflückst . . .“ „Ja, wenn der Wärter nich guckt“, fügte er hinzu.

Nach einer Weile ging ich von Bord des „Sommernachtstraums“ und behauptete, hier sei Wilhelmshaven. Er war einverstanden, blieb aber nachdenklich stehen, während ich schon weiterging, und rief mir dann nach: „Vati, nimm doch mal ein bisschen den Hut ab!“ Ich tat es gefügig, und er blickte mich, über meine Augen hinweg, sehr ernsthaft an und sprach: „Deine Haare sind ja ausgefallen, da is eben Herbst!“ „Gewiß“, antwortete ich betrübt und strich über mein kahles Haupt, „ich bin der Herbst!“ Da bückte er sich, raffte braune Blätter in beide Hände, warf sie mir über den Kopf und rief: „Und jetzt hast du wieder Blätter, Vati, jetzt is wieder . . . wie heißt das?“ „Frühling!“ sagte ich und nahm mir den Jungen hoch und küßte sein blühendes, lachendes Gesicht.

Arnold Ulitz

Die goldene Ähre

Einst stand ich sinnend vor einem Kranz, der in einer kleinen ostpreussischen Kirche hing und einem gefallenem Bauernjungen gewidmet war.

Es trauern um dich deine Eltern und Schwestern, kündeten goldene Lettern auf schwarzem Grund.

Eine Ähre war zwischen die Lorbeerblätter des Kranzes gesteckt.

Eine goldne Ähre, weißt du, was sie bedeutet?

Vater, Mutter und Schwestern hatten im Sommer heiß gearbeitet. Dann war endlich der Segen in den Scheunen geborgen. Der Junge lebte nicht mehr, der Junge, dem der Hof gehören sollte. Die Mutter wischte sich die Augen mit der Schürze trocken, ging in die Scheune und suchte diese Ähre heraus. Sie ist mit dem Vater zur Kirche gegangen, und der alte Bauer hat mit zitternden Händen die Ähre in den Kranz gesteckt. Sagen wollten sie's dem Jungen, daß die Arbeit getan, der Hof besorgt, der Acker bestellt sei. Daß sie weiter gearbeitet hätten, trotz aller Traurigkeit. Er konnte ruhig schlafen, ihr Hermann.

Und ihr, die ihr draußen steht, sorgt euch nicht um eure heimatlichen Felder. Zu Hause wird der Acker bestellt, als arbeitetet ihr noch selber auf dem Hofe. Ihr könnt ganz unbesorgt sein, ihr könnt ganz frei von Sorgen sein um die heimatliche Scholle, frei zum Kampf, frei für die Ernte, in die ihr selbst hineingestellt seid. — Und müßt ihr fallen, so wißt, die Heimat flicht eine goldene Ähre in euren Heldenkranz.

Herta Werner

Der Kastanienbaum



wald öffnete das Fenster, schöpfte die Luft des Morgens und freute sich über den milden Tag. Obwohl der Kastanienbaum, der das Haus vom Giebel der Nachbarschaft trennte, keine Blätter mehr hatte, denn alles Laub lag rot und mürb umher, war dem Herbst noch einmal die stille, die heilsame Wärme beschieden. Das wollte bedankt sein, es gab noch Geschenke, wer durfte sie neiden.

Hüten mußte man sich, vom Betrachten ins Nachsinnen zu kommen, das drängte die Seele vom Weg und machte die Flügel schwer. Lieber gestattete Ewald dem heiteren Vorwitz einen Blick zur gegenüberliegenden Nachbarschaft hin; so sah er denn, von Fenster zu Fenster lugend, ein Fräulein, das am Spiegel stand, die Haare kämmend und, hörte er recht, auch ein Liedchen singend, leise, behutsam, denn eines Sprichwortes Meinung lehrte ja, daß es wenig ratsam sei, zur Morgenfrühe schon in lauten Gesängen zu schwelgen. Nein, das Fräulein — ein Mädchen noch — summete eine Melodie daher, und immer waren die Hände in fleißiger Regung. Die Jungfer ahnte nichts vom Herrn gegenüber. Vielleicht war sie zu sehr ihres Eifers liebstes Kind. Womöglich stand der geschüttelte Kastanienbaum zu fern von ihr und verhüllte den spähenden Gast.

Ewald indessen, der noch etwas Zeit hatte, nützte den Augenblick: Er ließ das Bild, das sich ihm bot, zum holden Schauspiel werden; wieviel Anmut da drüben war eines Verweilens wert, des Mädchens Haar floß hell über Brust und Nacken hin, auch meinte man das Knistern des Kammes zu hören, man ahnte den Reseda-duft der Haut, und alles wurde singend begleitet, sehr gnädig, nur wie ein Hauch zu hören: Der mayen, der mayen, der pringt uns plümelein vil . . .

Das Märchen vom Rapunzel war nicht freundlicher erdacht worden. Des Rheines Lureléy hatte kaum lockender den Schopf gepflegt. Und es durfte ein Recht der Jugend sein, zur Stunde der welkenden Bäume eine Melodie vom Frühling zu wagen. Recht so und gut das alles, wäre ich einmal noch jung wie der Flieder, dachte Herr Ewald, einmal noch kühn wie ein Mailied zur herbstlichen Lese.

Der Heimliche gaukelte sich ein Zwiegespräch vor: Wie magst du heißen? Ich schätze Edith. Oder Ilse. Vielleicht auch Griseldis, die demütig war und ohne Trug. Komm abends zum Wein, wir wollen einander erzählen, nur Gütiges, vom Mann im Mond und der Prinzessin auf der Erbse . . .

Wie oft noch in weiteren Tagen war das Fräulein zu sehen. Wie gern lag der Einsame auf der Lauer, das Bild zu erwarten, in aller Stille, wer wußte davon. Und immer schien's eine Zauberei, jedesmal mit neuer Anmut, mit stets verjüngter, unentrinnbarer Huld. Doch stille sein, nichts verraten, alles verschweigen, der geringste Spott eines Fremden könnte dem Geschenk seinen Trost und seine Lauterkeit nehmen.

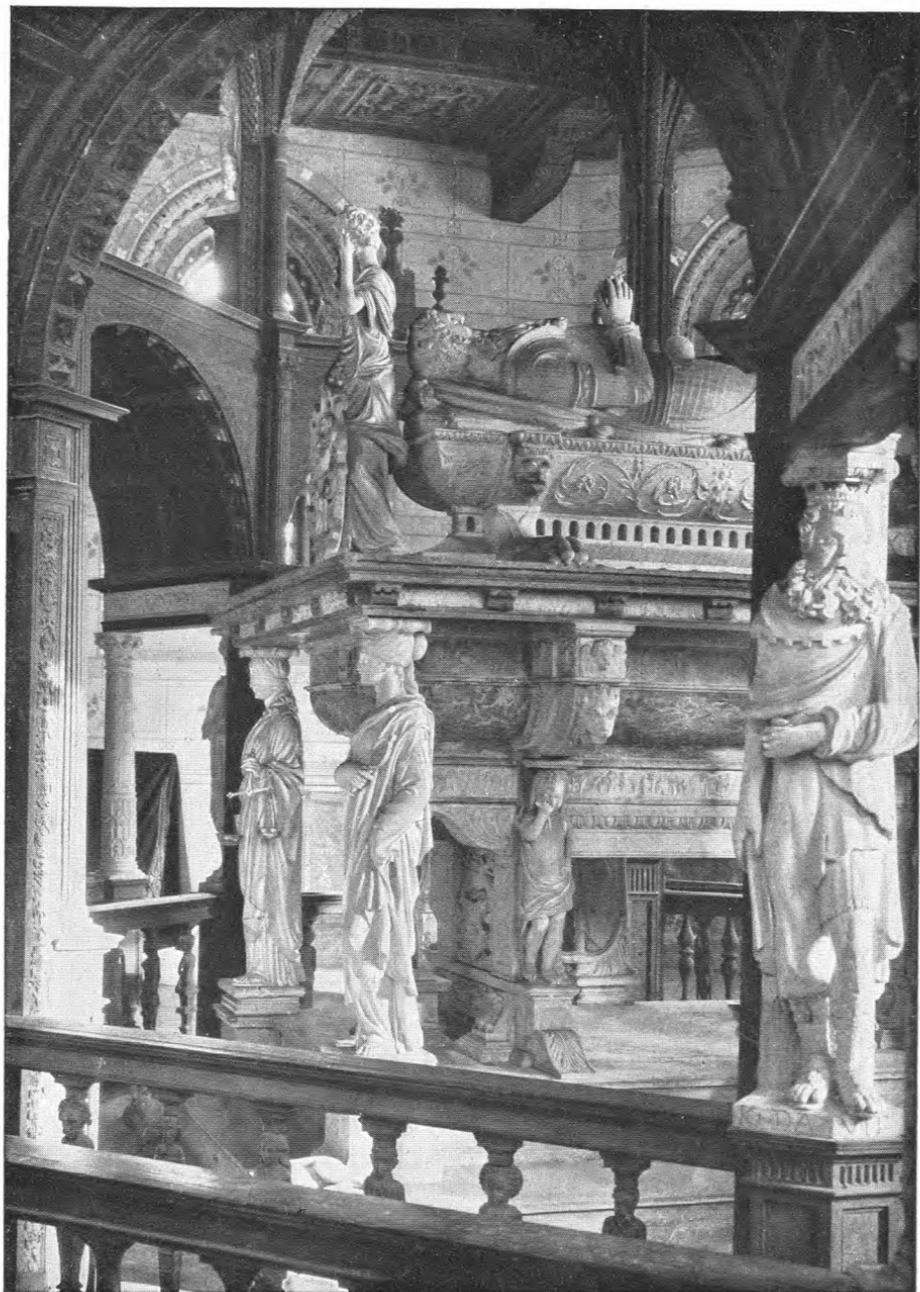
Dann im neuen Frühjahr war es, mußte Herr Ewald auf lange Reise. Nicht mit der Bahn und noch weniger zu Schiff, obgleich übers Meer eines Verlangens, von dem man immer nur das eine Ufer kennt; denn das andere liegt im Ungewissen und gibt der Seele größere Rätsel auf als dem Blick der dürstenden Augen: Wissen muß man, daß der hohe Kastanienbaum frische Knospen trieb. Die tausend Zweige belaubten sich, der grüne Schimmer gedieh zum Gewand, dessen Blätter mit



OSTFRIESISCHER BAUERNHOF BEI PILSUM



KRABBFISCHER



GRABMAL DES FRIESENHÄUPTLINGS EDO WIMEKEN IN DER KIRCHE ZU JEVER



SONNTAG AUF FÖHR



NIEDERDEUTSCHE BAUERNSTUBE



VOM EIGENEN BAUM



NORDDEUTSCHES MÄDEL



„ZAUNGASTSPIEL“

breiten Händen das Reich des Baumes hielten, sehr dicht und selbstbewußt. Nein, die Krone der Kastanie ließ keinen Blick hindurch, die weißen Blütenkerzen mehrten den Wuchs, und obgleich Herr Ewald des Sommers festliche Segnung immer nur geliebt hatte, wählte er sich nunmehr oftmals versucht, aller Fülle zu zürnen. Denn ihm, dem spähenden Freund, ward die Sicht zum Fenster gegenüber verwehrt; nichts war mehr zu sehen, gar nichts; weder des Mädchens Gabe noch des Giebels helle Färbung, so mußten die Augen denn Urlaub nehmen, und ihr sonst so glücklicher Held haderte im Schatten.



So neigten sich die Monde, das Laub wurde blasser, bis die Wochen des Septembers das Gilben und Bräunen, am Ende gar das Welken befahlen. Der Oktober brachte einigen Wind, der November hurtigen Sturm, die Kastanie warf ihre letzten Igel ab und auch das äußerste Blatt. Geschüttelt und geschoren stand das Werk der Äste da, man drang wieder durch mit dem Blick und seinem Verlangen.

Siebenmal in heller Morgenzeit suchte Ewald das Fenster. Am achten Tage erst zog drüben eine Hand den Vorhang weg, — eine alte und grämliche Dame gab Futter dem Goldfisch, wischte dann Staub und schlug das Tüchlein aus.

Ewald hielt inne mit allen Wünschen. Er wägte seine Gedanken, sog den kühlen Wind, faßte sich dann und rief die Frage hinüber, wo das blonde Fräulein geblieben sei, das Mädchen vom letzten Jahr. Erhielt den artigen, den mitleidvollen Bescheid, das Fräulein Suse wäre vor Monaten schon in ein Sanatorium verbracht worden und dort — leider und viel zu jung —, ach ja — an einem inneren Weh verschieden.

Die alte Dame fuhr mit den Händen über die Goldfischglocke hin, sachte und streichelnd fast, schlug wieder das Tüchlein aus, zupfte am Gardinensaum . . .

Herr Ewald schöpfte Luft. Er, der Lebende, brauchte den tieferen Atem noch. Und sann: So liegt oft nur eines Frühlings Traum und eines Sommers Rausch zwischen dem, was man wünschte und doch nicht bekam, zwischen dem Leben und dem Vergehen dessen, was wir liebten, ohne es halten zu dürfen.

Der Gedenkende spürte ein Frösteln. Ja, die Stunden waren verlässener geworden. Da schloß Herr Ewald das Fenster, ging seiner Arbeit nach, alles andere hatte weder Nutzen noch Sinn: Komm, meine Seele, wir müssen noch über den Winter.

Heinz Stegewart

Heimweh nach dem Norden

*„Nicht die Erfüllung,
die Sehnsucht ist das Ziel.“*

Man hat viel von der deutschen Sehnsucht nach dem Süden gesprochen. Die Geschichte bezeugt sie. Viele Züge im Schicksalsweg unseres Volkes lassen sich aus dem Drängen des nordischen Menschen nach den heiteren Gestaden des Wunsch- und Sonnenlandes Orplid deuten. Hekatomben nordischen Blutes haben die Wirklichkeit dieser ungestümen Sehnsucht nach dem Süden bekräftigt. Um ihretwillen sind am Vesuv Tejas Mannen hingesunken, um ihretwillen haben Reichskaiser des Mittelalters die Einheit der deutschen Mitte aufs Spiel gesetzt, um ihretwillen haben letzten Endes die Weißbröcke Radetzky's Italiens Erde mit ihrem Heldenblut getränkt. Immer wieder ist der deutsche Geist nach dem Süden unterwegs gewesen. Böcklin, der Deutsche, hat dem südlichen Himmel die Glut seiner Farben abgelauscht, Winkelmann, der große Sucher, hat im Süden das Land der Griechen mit der Seele gesucht und Goethe, der Olympier, hat jenseits der Alpen seine „geistige Wiedergeburt“ gefunden. Seit ihm ist die Sehnsucht nach dem Land, „wo die Zitronen blühen“, gleichsam geheiligt. Kein deutscher Künstler der Romantik hat die Wallfahrt nach dem Süden versäumt, und war sie auch bloß eine Fahrt im Geiste, im Dichtertraum.

Man hat viel von der deutschen Sehnsucht nach dem Süden gesprochen, aber kaum je von jener anderen Sehnsucht, die gleichwohl tiefer in uns liegt, stiller und geheim, aber lauterer und keuscher: die Sehnsucht, die das deutsche Herz nach dem Norden zieht. Es ist kein Fernweh, es ist ein Heimweh nach dem Lande der Väter, nach dem Ursprung. Einmal überkommt es jeden deutschen Menschen — und um so heftiger, je näher er dem Süden oder dem Sonnenaufgang wohnt — beim Anblick eines windgeblähten Segels, beim Träumen in die dunklen Wolken, beim Rauschen einer Föhre . . .

Mich hat es zum erstenmal gepackt, als ich noch ein Knabe war. Noch sehe ich das große, geheimnissschwere Buch vor mir, aus dem der Vater las, während draußen der Weihnachtsschnee durch die Gassen fegte, die Scheite im Ofen krachten und die abendliche, liebe Lampe ihre magischen Schleier wob. „Götter- und Helden-sagen der Germanen“! Wie eine unentrinnbare Bezauberung, eine Vision von dunkler, stolzer Gewalt stieg zum erstenmal die Welt des Nordens vor der gebannten Bubenseele auf: der magische Raum voll düsterer Schönheit, in welchem unser Vätervolk erwachte, sich seiner Morgenträume bewußt wurde. Zum erstenmal erstanden vor mir die ungeheuren, ewigen Mythen, in denen Seele und Landschaft des nordischen Menschen sich zu wundersamer Einheit verwoben: Grendel, der Unhold, der Nacht für Nacht aus dem Moore steigt und sich mit ehernen Pranken seine Opfer holt, bis Beowulf, der Held, ihn erlegt — überwältigendes Sinnbild der wilden Sturmflut, die im Frühjahr und Herbst furchtbar über die Dünen bricht und alle Menschenkraft verspottet. Wieland, der listenreiche, kunstreiche Schmied, der, von der Habgier des Königs in schmachvollen Banden gehalten, gräßliche Rache nimmt an den Königskindern und dann sich im befreiten Flug in die Lüfte schwingt — mythische Verkörperung der schwer bezähmbaren Lohe, die, aus dem Menschendienst ausbrechend, auf lodernden Flügeln durch die Esse schlägt. Und — die tiefste und schönste aller Mythen — Siegfried, der junge, der die Waber-

lohe durchreitet und Brünhilde die Strahlende wachkust — Symbol des jungen Morgens, der die Nebelunholde fällt und die auf den Himmelsbergen schlummernde Sonne weckt, jung und strahlend, bis er selbst in der Dämmerung den finsternen Nebelmächten erliegt.

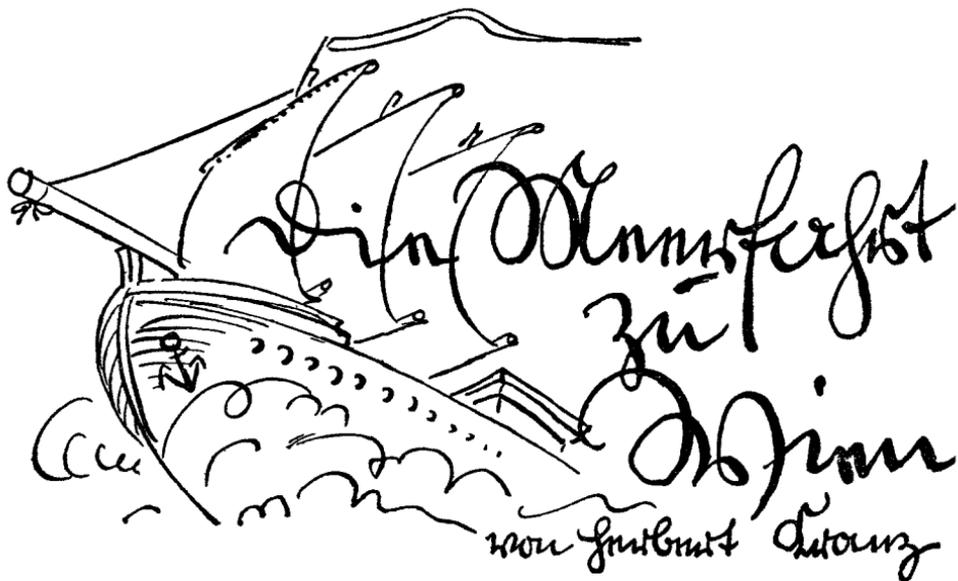
Ich habe diese Sagen nie wieder vergessen — wer auch könnte das? —, sie sind bei mir geblieben und wehen fort durch mein Leben wie aufgerollte Fahnen meiner Jugend. Später sind andere Visionen dazugekommen, hellere, verlockendere; Homers wunderbare Gesichte griffen nach uns: das brennende Ilium und das sturmgejagte Schiff des Irrfahrers Odysseus, Nausikaas holde Gestalt und das kühne Gesicht des herrlichen Rächers Achilleus. Aber die Fülle und Farbigkeit dieser Gestalten, der olympische Glanz dieser Träume konnte die herbe Schönheit, die düstere Pracht, die dunkle, unnennbare Tragik nicht übergänzen, die uns mächtig anrührte im Schicksalsliede der herrlichen Helden von Worms. Es gibt Stellen in diesem Liede, die mich, wenn ich sie lese, zutiefst erschüttern.

Und zum anderen Male überkam es mich, als ich — Binnenländer und Landratte — zum erstenmal am Meer stand. Nicht an jenem des Südens, das so blau ist wie der Himmel auf den farbigen Ansichtskarten und so zahm, daß man Glück haben muß, wenn man eine richtige Brandung zu sehen bekommt. Nein, an der Nordsee stand ich, wo die Brandung gischtend an die Mole schlägt, wo die mannshohen Wellen brüllend und im Sturm sich überstürzend heranrollen wie die rasend gewordenen weißmähnigen Rosse Ägirs, des Beherrschers der Meere. Stundenlang saß ich am Strand und schmeckte die herbe Salzlucht wie kostbares Getränk und sah dem ewig wechselnden, nimmermüden Spiel der Wellen zu oder hing den ungeheuren Wolkengebilden nach, die wie die Meute des wilden Jägers Wodan über mir hinfliegen und fühlte wieder die starke Magie des heimatlichen Nordens, der mir nahe war, wie später nicht mehr.

Nie aber hat mich das Heimweh nach dem Nordland wilder gepackt als in den letzten Tagen jenes Sommers in Dalmatien, der der erste Sommer war, den ich im Süden verbrachte. Seit Wochen und Monaten hing die gleiche ewig blaue Himmelskuppel wie flüssiges Glas über dem ausgedörrten Land. Wolken, gab es das überhaupt noch? Gute dunkle, wasserschwere Regenwolken und den köstlichen Moderuch und den Pilz im Moospolster und das Murmeln einer Quelle und die kühle, keusche Luft der Berge! Und plötzlich stieg wie eine Verheißung das Land vor mir auf, das ich nie gesehen, die Heimat Peer Gynts mit den stürzenden Wassern über dunklen Fjordwänden, mit den ewigen Eisbergen, die ihre Gletscherzungen bis ins Meer strecken, und den Polarlichtern in geheimnisvollen „weißen Nächten“.

Die Verheißung hat sich nicht erfüllt. Ich habe das Land der Mitternachtssonne, der steilen Fjorde und der kalbenden Gletscher noch nicht betreten. Einmal wäre es fast geschehen, auf einem jener stolzen weißen Schiffe, die das neue Deutschland seinem Volk geschenkt hat. Aber dann entbrannte früher noch die Fackel des Krieges. Und als das Schiff dann dennoch seine Fahrt nach Norden lenkte, trug es die künftigen Helden von Narvik an Bord, andere Wikinger, die ausfahren, das Land der Urväter vor fremdem Zugriff zu schützen. So lebt die Sehnsucht nach dem Norden immer noch ungestillt in mir wie in tausend anderen deutschen Menschen, und ich hege sie wie einen kostbaren Schatz. Denn nicht die Erfüllung ist das Ziel, sondern immer die Sehnsucht, die befruchtende, verwandelnde, die das Herz wachhält und verbrennt zu neuem Stirb und Werde.

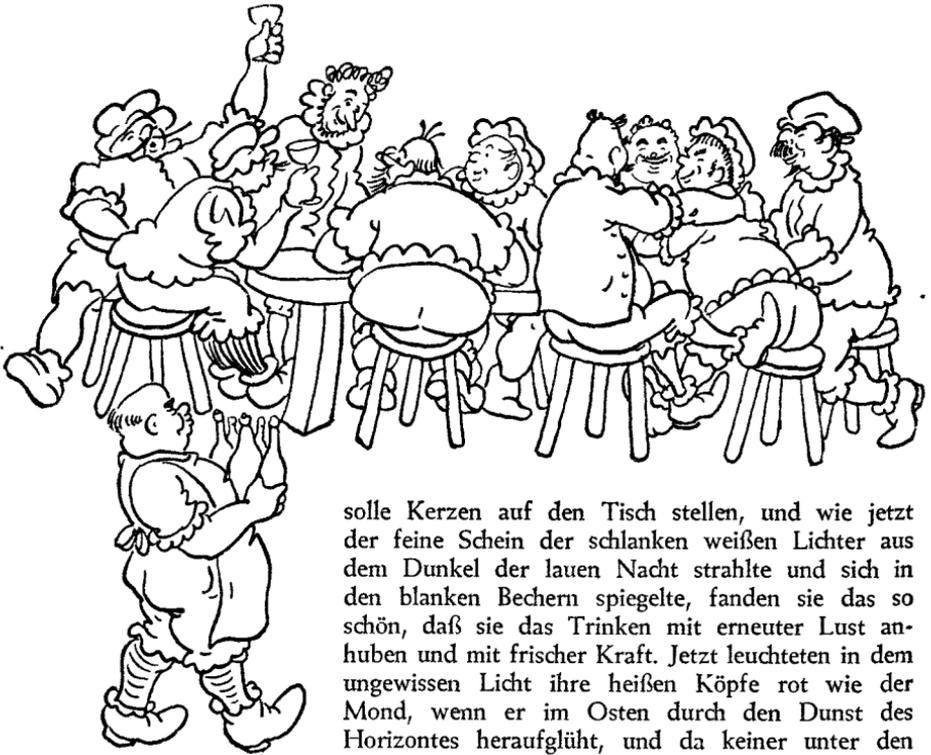
Alexander Witeschnik



In der schönen und ehemals so lustigen Stadt Wien gab es zu der Zeit, da man um sein Seelenheil noch Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande mit gefährlicher Seereise und beschwerlichen Landmärschen unternahm, ein Haus, das die Leute allgemein „das Schiff“ hießen, obwohl es weder einem solchen glich noch etwa ein Hauszeichen führte, nach dem man es hätte so nennen können. Es war ein Wirtshaus, wie sie die guten Wiener so viele hatten, mit guten Weinen, gutem Essen und einem überdachten Söller, auf dem man es sich im Sommer wohl sein lassen konnte, und hier oben auf diesem Söller hat sich die merkwürdige Begebenheit abgespielt, wie sie so sonderbar und gewaltig nur alle hundert Jahre sich ereignet, und die wohl imstande ist, einem Hause für lange Zeiten einen Namen zu geben.

Da hatte sich nämlich an einem Sonntagmorgen eine Tafelrunde zusammengefunden von Bürgern, Freunden und Fremden, die, nachdem sie herzlich gegessen und noch herzhafter getrunken hatten, alle ein Herz und eine Seele wurden, ja noch mehr: wie ihnen der klare Wein allmählich allen so gleich durch die Kehle rann und allen so gleich in die Köpfe stieg, war ihnen, als hätten noch nie in der Welt so herzlich gute Menschen beieinander gesessen, und ein jeder war fest entschlossen, nicht als erster von diesem Tische aufzustehen, denn das hieß wirklich, sich böswillig vom reinen Glücke scheiden. So rührten sie sich den ganzen Tag nicht vom Flecke, was dem Wirte nicht anders als recht war; er schleppte Wein heran, daß es eine Art hatte, und die Zecher waren sehr zufrieden, daß es im Trinken keinen unnötigen Aufenthalt gab. Um sie bei guter Laune zu halten, tat der listige Wirt ihnen tüchtig Bescheid und hielt sich als wackerer Kumpan bei seinen Gästen.

Inzwischen hatte die Sonne ihren Tageslauf beendet, war im Westen strahlend untergegangen, und wie auf die ganze Welt so fielen auch auf den Söller die Schatten der Nacht. Das focht die trinkfesten Männer nicht weiter an; sie befahlen, man



solle Kerzen auf den Tisch stellen, und wie jetzt der feine Schein der schlanken weißen Lichter aus dem Dunkel der lauen Nacht strahlte und sich in den blanken Bechern spiegelte, fanden sie das so schön, daß sie das Trinken mit erneuter Lust anhuben und mit frischer Kraft. Jetzt leuchteten in dem ungewissen Licht ihre heißen Köpfe rot wie der Mond, wenn er im Osten durch den Dunst des Horizontes heraufglüht, und da keiner unter den Zechern dem andern was nachgab, so hingen denn

über dem Tisch wohl siebzehn rote Monde und glänzten still in die Sommernacht. Es war ihnen über die Maßen wohl. Daß sie noch bis vor kurzem Füße ihr Eigen genannt, war ihnen nicht mehr erinnerlich; sie hatten nur das dunkle Gefühl von etwas Schwerem, Rundem, daran sie sich verankert dünkten. Wundervoll beruhigt tranken sie weiter, und es kam der Augenblick, wo sie einander nicht mehr kannten, und als sie so weit waren, begannen sie, sich in seligen Reden zu ergehen. Wenn man ihren Worten hätte glauben können, so gab es in ganz Wien keine so reichen Leute wie sie, und wer bei nüchternen Sinnen nicht gewußt hätte, wie er dieses mächtige Gelage, zu dem der stille sonntägliche Frühschoppen ausgeartet war, bezahlen sollte, der sprach jetzt mit Würde von seinen Schiffen, die die Donau hinab zu dem heidnischen Großsultan führen, und alle fingen an, Vermögen und Gewinn zu berechnen und die Zahlen mit Rötel auf den Tisch zu malen, und noch nie hatte es sich so leicht gerechnet, so köstlich und so richtig. Aber da sie gute Menschen waren, wollten sie ihren Überfluß keineswegs für sich behalten; sie versprachen einander Silber und herrliche Gewänder zu schenken, und da sie sich in ihrem Rausch doch noch erinnerten, daß Redlichkeit und Treue in der Welt immer mehr abhanden kamen, gaben sie sich feierlich die Hand darauf und befestigten die Abmachungen mit hastigen starken Trünken. Der Wirt aber benutzte die Gelegenheit, neben ein paar vollen Krügen auch ein paar leere aus dem Keller mit heraufzuholen, um sie den fröhlichen Gästen mit anzukreiden.

Jetzt fing einer von ihnen an, umständlich seine Abstammung, seine Familie und ganze Verwandtschaft darzulegen, und wie er sich bei den Vaterschwesterskindern und den Mutterbruderstiefkindern doch ziemlich hoffnungslos verstrickte, daß

ihnen beinahe das Weinen ankam, rief ein anderer, von Adams Rippe her seien sie ja alle verwandt. Das leuchtete ihnen herrlich ein: sie sahen sich gleichsam mit neuen Augen an, umarmten einander und begannen, den schönen Augenblick mit erneuter Lust zu begießen. Zeit und Raum löste sich köstlich im Wein auf: die Jungen wurden alt und weise und die Alten sehr jung. Da fiel es einem nachdenklichen Kopf unter ihnen ein, wo sie sich so wohl in ihrer Haut und so glücklich auf dieser Erde fühlten, gezieme es sich, auch an ihr Seelenheil zu denken. Mit ernster Stimme gebot er Stille, richtete sich mühsam auf, was einen feierlichen Eindruck machte, und sich mit beiden Händen schwer auf die Tischkante stützend, begann er zu reden; weil er mit seiner schweren Zunge jedes Wort nur langsam herausbrachte, schien es den Zechgenossen, als müsse er die Rede einer bedrängten Seele abringen, was ihm bei seinem starren Blick geradezu das Ansehen eines mit Gesichtern geschlagenen Propheten gab. Er sagte aber, er halte den Augenblick für gekommen, daß sie in ihrer seligen Bruderschaft zur Buße für ihre Sünden eine Kreuzfahrt nach dem Heiligen Lande machten.

Als er geendet, hatte er ihnen allen nicht nur aus der Seele gesprochen, sondern sie meinten, da der Wein ihrem Hirn Gedanken von unerhörter Schnelle und Leichtigkeit eingab, sie seien überhaupt zu gar keinem andern Zweck zusammengekommen, als um nach Jerusalem zu pilgern, und da sie in ihrer Trunkenheit nun so weit waren, daß sie den Boden unter sich schwanken fühlten, sprangen ihre Gedanken so mit ihnen um, daß sie dachten, sie seien schon auf dem Schiff, und es sei das hohe Meer, auf dem sie schaukelten. Sie beschlossen, an Zypern vorbei geraden Kurs auf Akkon zu halten. Der Wirt, der fest mitgehalten hatte, da die Gäste ja doch alles bezahlen würden, hatte noch so viel Verstand, daß ihm die Sache wunderlich vorkam; aber da es nicht rätlich ist, mit Trunkenen Händel anzufangen, hielt er sich still und trank weiter tüchtig mit.

Es fuhr sich herrlich auf dem unendlichen Wasser. Eine sanfte Brise aus Nordnordwest fühlten sie an ihren Köpfen vorüberstreichen, und der leichte Wind trieb sie in gleichmäßiger Fahrt dahin, so daß die dunkle Weite sich an ihnen angenehm vorüberdrehte. Es machte sie glücklich, daß ein so gefährliches Unternehmen wie die Fahrt über das Mittelmeer nicht anders als eine Lustfahrt vorüberging; herzlich erinnerten sie sich ihrer Lieben daheim, füllten mit gerührt zitternden Händen die Becher und tranken auf das Wohl aller schlafenden Christen, tranken still und gefaßt auch auf eine glückliche Ankunft im Heiligen Lande. Nachdem sie aber ihren feierlichen Sprüchen die Ehre angetan hatten, die Becher mit einem Zuge zu leeren, mußten sie wieder scharf gegen den Durst trinken; denn die salzige Seeluft zehrte gewaltig und trocknete ihnen die Kehlen aus, als seien sie schon im Wüstenwind, und als sie bedachten, wie wohl es mit ihnen bestellt sei, daß an Bord so trefflich Vorsorge getroffen war und daß sie mit dem an der Sonne der Heimat gereiften Wein gleichsam das Sonnenlicht selber in sich trügen, auf daß es sie durch die Finsternis der Heidenwelt sicher leite, da fühlten sie ihre Herzen von so abgrundtiefer Dankbarkeit erfüllt, daß sie die Herr-



lichkeit der Schöpfung nicht länger nur mit dem gesprochenen Wort preisen konnten, und es drängte sie zum Gesang. Sie rückten sich zu recht, spannten die Gesichter in tiefem Ernst, sahen groß mit gerunzelten Brauen vor sich hin und stimmten das Pilgerlied an: „In Gottes Namen fahren wir.“

Sie sangen es durch alle siebzehn Strophen, und jeder sang so laut und mächtig, wie er konnte, und alle fanden es sehr schön. Wie sie aber ihr Lied beendet hatten, merkten sie zu ihrer Verwunderung,

daß ein jeder wohl seinen Nebenmann sehen konnte, mit knapper Not auch noch den übernächsten Seefahrer — daß sich dann aber alles im Unbestimmten verlor, wie denn von einem Gegenüber nichts mehr zu erkennen war. Sie durchschauten die Sache sofort: das Schiff war in Nebel geraten. Das war nicht schlimm, wenn die Seeleute nur den Kopf oben behielten, und so standen sie als entschlossene Männer auf, um nach dem Rechten zu sehen. Kaum aber hatten sie sich erhoben, als das Schiff, das bis dahin nur sanft geschaukelt hatte, ganz unerhört zu schwanken begann. Jäh faßten sie nach den Lehnen der Stühle und dem Tisch — aber sie fielen nur darüber hin und übereinander, daß die Lichter umstürzten und erloschen. Der Seegang wurde immer toller — das Schiff sauste die Wellenberge hinab und wurde wieder emporgeschleudert, daß die Bemannung mit den Köpfen zusammenstieß, und in das Dunkel und in den Tumult schrie eine Stimme: „Sturm! Sturm! Wir sind in einen Sturm geraten!“

Ja, das war es — ein Sturm, und nichts anderes. Sie klammerten sich an die Reeling und fühlten sich den Elementen preisgegeben. Kein Stern schien in ihre Nacht, denn sie sahen nicht in den Himmel, sondern starrten verzweifelt an die Decke des Söllers. Als des Meeres ungewohnte Christen packte sie die Seekrankheit und griff sie den Schlund hinab bis in ihre Eingeweide; jämmerlich klangen ihre Schreie, ihre Stoßgebete, weinend klammerte sich jeder an den Nächsten und empfahl ihm die Sorge für seine Witwe und seine armen Kinder. Keiner glaubte mehr mit dem Leben davon zu kommen; denn offensichtlich nahm der Sturm noch zu — in solchen Stößen hob und senkte sich das Schiff, und alles drehte sich vor ihnen mit so unheimlicher Schnelle, daß sie geradezu in einen Wirbelsturm geraten sein mußten. Als aber der Himmel sich ihren Hilferufen mitleidlos verschloß und sie einem schrecklichen Ende im Wasser überließ — schon mußten die Fluten irgendwo eingedrungen sein, denn wohin man auch griff, überall war schon die Nässe zu spüren (vom ausgelaufenen Wein nämlich) —, da entsann sich einer, daß noch nicht alles verloren sei, wenn man nur das Schiff möglichst leicht machen könnte, damit es nicht von seiner Ladung in die Tiefe gezogen würde. So schrie er denn wie ein Kapitän, indem er noch die Hände an den Mund legte: „Ballast über Bord!“

Der Befehl hatte Hand und Fuß, und froh, für ihre Rettung endlich etwas tun zu können, griffen alle Hände zu, griffen zwar erst oft ins Leere und griffen auch aneinander, bekamen aber schließlich doch zu fassen, was zu fassen war, und so



flogen denn Becher, Kannen, Leuchter, Schemel, Stühle, Banke krachend und klirrend in hohem Bogen hinaus. Der Tisch aus härtestem Eichenholz, für zwanzig Zecher mit Ellenbogenweite gut bemessen, dabei schwer, als sei er von Eisen und als stünde er da seit Erschaffung der Welt, schien stärker als sie; aber da es ans Leben ging, wuchs an seinem Widerstand ihre Kraft ins Unbegreifliche; sie bogen sich mühsam unter ihn, stemmten ihn schwankend hoch, und der Wirt, der nun auch so weit war wie sie, kommandierte: „Ho — ruck! — Ho — ruck!“ bis sie ihn auf ihren Schultern stöhnend und mit verzerrten Gesichtern an die Brüstung gebracht hatten. Hier gaben sie sich einen letzten Ruck, und donnernd krachte der riesige Tisch in die Fluten.

Jedoch sie hatten sich umsonst bemüht: nun das Schiff leichter geworden war, schwankte es noch wilder als zuvor, und sie sahen ein, wie vermessen es war, als armselige Menschen himmlischen Mächten zu trotzen. Jammernd erkannten sie, daß dieser Sturm ihrer Sünden wegen als ein Gericht über sie hereinbräche, und da sich ein jeder doch wieder nicht so sündig vorkam, als daß seinetwegen Himmel und Meer in Aufruhr geraten müßten, suchten sie aus den angstvollen Gesichtern, die bleich, ja fast grünlich aus dem Dunkel schimmerten, nach dem Sünder, um dessentwillen das Strafgericht auf sie gekommen war. Da fanden sie einen Mann am Boden liegen, der schon lange allen Seenöten den Abschied gegeben hatte und den in seinem festen Schlaf nichts mehr bewegte. Nun war ihnen klar, warum es sie so schrecklich umgetrieben. „Kameraden“, sagte einer, „hier liegt ein toter Pilgrim, und er ist schuld daran, daß das Meer uns zürnt. In seinen Sünden ist er dahingefahren, aber das Wasser ist so rein, daß es keinen Sünder tragen will. Auf! Werft die Leiche aus dem Kiel!“ Das hieß vernünftig gesprochen; ernst fasten sie zu und trugen den stillen Mann denselben Weg, den schon Becher und Kannen und Leuchter und Schemel und Stühle und Bänke und Tisch gegangen waren, und warfen den Leichnam über Bord, die arme Seele fromm allen Heiligen anbefehlend.

Damit war aber endlich das Rechte getan: der dunkle Himmel wurde hell, sie sahen das Licht der Sonne wieder, es färbte eben die Wolken — vom Morgenwinde kam es kühl an ihre schweren Köpfe, das Schiff schwankte nur noch leise, und sie fielen schluchzend einander in die Arme, sanken zusammen auf die Knie, und ehe sie noch ihr Dankgebet gesprochen, lagen sie schon auf dem Boden wie die Garben gestreckt und gefallen und rührten sich in ihrem Schlaf nicht mehr.



Die Sonne ging indessen ihren Weg wie alle Tage, und die Wiener standen aus ihren Betten auf wie alle Morgen, und als sie aus den Häusern traten, sahen sie verwundert die Verwüstung, die da in der Nacht angerichtet worden war. Sie hatten den Lärm wohl gehört und wußten, wo er hergekommen war; so waren sie bald auf dem Söller oben und rüttelten die Schläfer wach. Die kamen nur schwer zu sich, sahen sich verständnislos an und murmelten abgerissene Worte von „Mittelmeer“ und „Seefahrt“ und „Mann über Bord“. Da war es der Wirt, den zuerst der klare

Jammer packte; er schrie um seinen Wein, von dem er nie wissen würde, wieviel er ausgeschenkt hätte, und schrie dann noch lauter um seine Bänke und Stühle und Tische, die da zerbrochen und zertrümmert vor dem Hause lagen. Jetzt lief es auch den andern kalt den Rücken hinab; denn es war ihnen bewußt, daß sie außer dem toten Mobiliar auch einen lebendigen Menschen hinuntergestürzt hatten; die Angst griff an ihr Herz, daß sie nüchtern wurden wie Fische, und sie sahen sich schon ihre Seefahrt als schlimme Mörder mit einer Luftreise am Galgen bezahlen. Bleich und zitternd schlichen sie einer nach dem andern an die Brüstung. Aber der, den sie suchten, war nicht auf harten Stein zu Tod gefallen, sondern in ein lockeres Beet von gelben und blauen Stiefmütterchen, aus dem er sich eben verwundert und dank seiner Trunkenheit zwar dumpf, aber gänzlich unbeschädigt aufrichtete. Wie er nun sein Gesicht, das vom Morgentau glänzte, zu ihnen hinaufhob und sie mit vorgebeugten Hälsen zu ihm hinabschauten, sahen sie, daß der es war, der mit seiner Aufforderung zur Kreuzfahrt das ganze Unheil angerichtet hatte. Da erhob sich ein gewaltiges Gelächter, daß sie trotz Nacht und Nebel doch den Rechten erwischte hatten.

In dem Augenblick kamen Musikanten vorbei, die irgendwo draußen bis tief in die Nacht zum Tanze aufgespielt hatten und nun nach Hause wollten. Aber dahin kamen sie nicht; daß alles so gut abgelaufen war, mußte gefeiert werden: in langem Zuge, denn alles schloß sich an, die Musik voran — so zogen sie zum nächsten Gasthaus und feierten, bis wieder die Sterne schienen.



*Und ich lachte und dachte: der Urväter fröhliche Art
hat sich trotz alldem mein Volk immer noch treulich bewahrt.
Immer noch blieb, wie es vor Urzeiten war,
blau von Auge und Sinn, hell von Herzen und Haar.*

Hermann Löns

geb. 29. August 1866, gefallen 27. September 1914

Unser Lebenssaft

Die Entdeckung der Zusammensetzung des Blutes verdanken wir erstens dem Zufall, demzufolge auch mehrere Erfindungen entstanden, und zweitens dem holländischen Naturforscher Jan Swammerdam. Er zerlegte — es war im Jahre 1658 — einen Frosch und verwischte dabei auf der Glasplatte, die ihm als Arbeitstisch diente, einen Tropfen Froschblut. Dies brachte er unter das Mikroskop, ein damals sehr einfaches Gerät, das nur eine hundertfache Vergrößerung ermöglichte. Und es zeigte sich, daß in diesem Blut eine Unzahl von sonderbaren eiförmigen Körperchen schwammen, die in der Mitte einen deutlichen Kern trugen.

15 Jahre später entdeckte der Holländer Leeuwenhoek als erster die roten Blutzellen. Drei Jahrzehnte früher schon beschäftigte sich der an der norditalienischen Stadt Padua Heilwissenschaft studierende Engländer William Harvey mit der Bewegung des Blutes im menschlichen Körper. Ihm gelang die Feststellung des Blutkreislaufes. Das Blut strömt in den Arterien nur in der Richtung vom Herzen weg, in den Venen nur zum Herzen hin. Und die Umkehrstelle des Blutes? Wie und wo beendet es seinen Weg durch die Arterien und tritt in die Venen über? Diese Frage klärte der italienische Anatom Marcello Malpighi durch die mikroskopische Entdeckung der Kapillargefäße (nach dem lateinischen: capillus — das Haar). Diese Haargefäße, die richtige Verdeutschung heißt jedoch Feinstgefäße oder Netzgefäße, sind der Wendepol. Zusammenfassend also, der Weg, den unser Lebenssaft in steter ununterbrochener Wanderung nimmt: Von der linken Herzkammer durch die Arterien in den Körper getrieben, tritt das Blut im Netzgefäßsystem in die Venen über, kehrt in ihnen zum rechten Vorhof des Herzens zurück, fließt von hier in die rechte Herzkammer, von dort in die Lungen; von ihnen gelangt es in den linken Vorhof und ergießt sich in die linke Herzkammer. Dieser Kreislauf wiederholt sich unermüdllich, rastlos, bis im Tode das Herz stillsteht. . .

Dieses zarte Netzwerk der Feinstgefäße eines erwachsenen menschlichen Körpers hat im Querschnitt einen Durchmesser von 5—20tausendstel Millimeter und würde aneinandergereiht eine Länge von 2500 Kilometern ergeben, eine Verbindung von den Alpen bis zur Cheopspyramide. Die gesamte Innenoberfläche der Netzgefäße auf eine Ebene ausbreitet, ergäbe eine Fläche von 80 Quadratmetern.

Es ist weiterhin interessant, daß dieser Blutkreislauf gleichzeitig eine großartige „Durchlüftungsanlage“ für alle Gewebe und Zellen ist. Sie dient der Verbrennung, d. h. Stoffumsetzung unter Sauerstoffaufnahme. Der im Organismus unter Verbrennung vor sich gehende Stoffwechsel des Sauerstoffs ist ähnlich der Feuerung eines Ofens. Während hierbei die Frischluft vom Kamin angesaugt wird, erhält der Körper diese durch die Atmung. Von der eingeatmeten Luft dient der darin enthaltene Sauerstoff der Verbrennung, die Kohlensäure und das Wasser werden mit der Ausatemungsluft ausgeschieden. Dieser Gasaustausch obliegt der Lunge, im engeren Sinne den Atemkammern derselben. Jedes dieser Lungenbläschen ist von einem dichten Blutgefäßknäuel, einem zuführenden und einem ableitenden Netz umspinnen. Durch die gasdurchlässige, hauchdünne Wand der Bläschen — viertausendstel Millimeter stark — hindurch erfolgt nun das wechselseitige Hindurchtreten der Gase. Die mit dem zuführenden Blutgefäßnetz hergeführte Kohlensäure wird ausgeatmet, der mit der Einatemungsluft in das Lungenbläschen gelangte Sauerstoff dagegen tritt

in das ableitende Blutgefäß und wird so vom Blut in den Körper getragen, wo er durch Verbrennungsvorgänge wieder in Kohlensäure umgewandelt wird, usw.

Ein erwachsener Mensch benötigt in 24 Stunden 800—1000 Gramm, das sind etwa 560—700 Liter Sauerstoff. Diese gewaltige Aufnahmeleistung ist nur durch die Organgestaltung möglich. Das schwammig anmutende Gewebe der Lunge birgt 350 Millionen Lungenblaschen. Mit der Aufteilung dieser Atemkammerchen wird eine gesamte innere Atemfläche von 150 Quadratmetern geschaffen, während die Gesamtoberfläche des Menschen nur 2 Quadratmeter beträgt. Und dieser Sauerstoff muß in die entlegensten Winkel des Körpers befördert werden. Die Transportkarren, welche auf der Fahrt von der Lunge zu den Körpergeweben mit Sauerstoff, auf der Rückreise aber mit Kohlensäure und anderen Schlackenstoffen beladen werden, sind die roten Blutkörperchen.

Wir wissen, daß in Höhenlagen die Luft dünner und somit deren Sauerstoffgehalt geringer wird. Es wird uns daher folgendes erklärlich erscheinen: Ein Mann, der in Höhe des Meeresspiegels wohnt, etwa in Danzig (12 m über „Normalnull“ = „Meeresspiegel“), hat in einem Kubikmillimeter seines Blutes rund 5 Millionen roter Blutzellen (die Frau etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen). Mit steigender Höhenlage nehmen diese Zahlen wie folgt zu: Mitteldeutscher Bewohner (250 m ü. M.) = 5 300 000, Züricher (411 m ü. M.) = 5 750 000, Davoser (1560 m ü. M.) = 6 300 000, bis zu den Kordillern (4400 m ü. M.) = 8 000 000 roter Blutkörperchen pro Kubikmillimeter. Ein Kubikmillimeter ist der millionste Teil eines Liters. Die Gesamtmenge des Blutes eines erwachsenen Menschen entspricht $7\frac{1}{2}\%$ seines Körpergewichtes, also etwa 6 Liter. Danach errechnet sich die Gesamtzahl der roten Blutkörperchen im Menschenblut mit 27—30 Billionen! Eine Erläuterung dieser riesenhaften Zahl ist folgende: Würde man die scheibenförmigen Blutkörperchen, deren jedes einen Durchmesser von 7—8tausendstel Millimeter und eine Dicke von etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ tausendstel Millimeter hat, Stück für Stück, gleich Geldrollen übereinander türmen, so bekäme man eine Blutzellensäule von 40 000 Kilometer Höhe!

Es würde zu weit führen, den Aufbau der roten Blutzellen, der allmonatlich neu aus dem Knochenmark erfolgt, zu schildern. Wenden wir uns also den weißen Blutkörperchen oder „Wanderzellen“ zu. Sie sind die Polizeitruppen des Lebenssaftes. Ihre vorwiegendste Aufgabe ist der Abtransport irgendwelcher durch Verletzung, Unfall usw. in den Körper gelangten Fremdkörper. Hat sich ein unerwünschter Eindringling im Gewebe eingefunden, so ergießen sie sich in riesigen Scharen um den fremden, entzündungserregenden Stoff herum und versuchen ihn durch ihre Ausscheidungen einzuschmelzen. Ihre Gesamtheit nennt der Laie: Eiter. Wenn diese Einschmelzung nicht gelingt, so wird ein anderer Ausweg versucht. Die Wanderzellen lösen das Gewebe, das den Fremdkörper von der Außenwelt trennt, auf; er wandert vom Eiter, d. h. von den Wanderzellen getragen, an die Körperoberfläche, bis der „Abszeß“ nach außen aufbricht und der Weg ins Freie somit gebahnt ist.

Die Zahl der Wanderzellen ist pro Kubikmillimeter 7000, also auf 700 rote Blutzellen kommt eine einzige Wanderzelle. Trotzdem gehen bei einer eiternden Wunde Millionen Wanderzellen verloren und müssen nachgebildet werden.

Hierzu wäre noch so vieles Wissenswerte zu berichten, vom Blutdruck, den verschiedenen Blutkrankheiten, von Blutübertragungen, von den verschiedenen Blutgruppen und deren unterschiedlicher Verträglichkeit, von Thrombose und Embolie, dem Schrecken der Krankenhäuser, usw. Dies liegt jedoch außerhalb dieses Rahmens.

Soldat Eugen Popp

Ausgerechnet Schnecken und Muscheln

Oft fragten mich meine Kameraden, was ich mit meiner Freizeit anfangen, und dann antwortete ich ihnen: „Ich sammle Schnecken und Muscheln!“ Die Wirkung auf diese Antwort ist fast immer die gleiche. Ein Teil grinst, und der andere bemüht sich nicht zu grinsen, denken aber tun sie alle dasselbe. Es geht ihnen nicht in den Kopf, daß ein erwachsener Mensch mit Schnecken und Muscheln „spielt“ und diese gar noch sammelt. Gewiß, besonders schöne, meistens exotische Stücke sieht man sich im Museum so im Vorbeigehen schon einmal an, oder man hebt am Strande ein kleines Schneckenhäuschen auf, das durch Form und Farbe besonders auffällt, meistens aber ist das Interesse schnell vergangen.

Als leidenschaftlicher Sammler von Weichtieren (Mollusken) will ich versuchen, in meinem leicht verständlich geschriebenen Aufsatz zu beweisen, daß Schnecken und Muscheln es wert sind, mit größtem Interesse beachtet zu werden, daß sie im Leben der Völker zu allen Zeiten eine Rolle auf vielen Gebieten spielten und bis zum heutigen Tage nicht wegzudenken sind.

Daß ich überhaupt Sammler bin, brauche ich nicht zu entschuldigen. Es wird so vieles auf der Welt gesammelt: Briefmarken, Münzen, Stahl- und Kupferstiche, Waffen, Streichholzschachteln, Bieruntersätze und vieles Mögliche und Unmögliche mehr. Besonders leistungsfähig ist der Landser, auch er sammelt; kurzum — warum soll ich dann nicht Schnecken und Muscheln sammeln?

Diese Muschelschalen und Schneckenhäuschen können uns unendlich viel verraten. Sie erzählen uns von den Wundern des Meeres und von fernen Welten. Sie sind Zeugen der gewaltigen Vergangenheit der vorgeschichtlichen Erdformation. Durch Millionen Jahre ist ihr Weg zu verfolgen, nicht wegzudenken in der Paläontologie — der Lehre des Lebens der Vorwelt —, nicht wegzudenken als Faktor im Leben und in der Kultur der Völker.

Gehen wir zurück zur Urzeit der Erde, dann finden wir im Kambrium — so bezeichnet man diesen 600 Millionen Jahre zurückliegenden Zeitabschnitt — bereits die ersten Schnecken. Gehen wir zur nächst jüngeren Zeitfolge, dem Silur, mit einem Alter von 500 Jahrmillionen, so tauchen dort schon Muscheln und Seeigel auf. Das ist fürwahr eine beachtliche Vergangenheit. Viele Versteinerungen (Petrefakten) erzählen uns von dem Leben der Vorwelt, und gerade versteinerte Schnecken und Muscheln geben dem Forscher wertvolle Anhaltspunkte. Besonders reich an solchen Versteinerungen ist die „nur“ 160 Jahrmillionen zurückliegende „Jurazeit“, das Zeitalter der „Saurier“, riesenhafter urweltlicher Kriechtiere und Echsen. Kunde vom ersten Menschen haben wir erst in der erdgeschichtlichen Neuzeit, die mit einer Vergangenheit von rund 600 000 Jahren geradezu jung genannt werden muß.

Und wieder finden sich Schnecken und Muscheln, diesmal als Schmuckbeigabe, bei den Ausgrabungen der ersten Menschenskelette. So bei dem nach dem Fundort in Südfrankreich benannten „Aurignacmenschen“ durchbohrte Meerschnecken, in einem anderen Grab bei Brünn über 600 Schalenröhrchen der Meer- oder Elefantenzahnschnecken. In diesem Grab lag das Menschenskelett unter Knochenresten längst ausgestorbener Tiere, von denen hier nur der Höhlenbär genannt sein soll.

Weiter nun zu den Völkerstämmen ferner Länder. Fast alle verwenden sie Schneckengehäuse und Muschelschalen als Schmuck. Als Zahlungsmittel ist die Kauri

(*Cypraea moneta*), eine Porzellanschnecke, bei den Eingeborenen Insulindes gebräuchlich. Die Bewohner der Südsee fertigen aus den starken und farbenschönen Brandungsschnecken Signalhörner an. Gar viele Arten und Gattungen in Form und unerhörter Farbenpracht wirft das Meer an den Strand, sie dienten schon der altjapanischen Mal- und Töpferkunst als Vorlage. Eine bestimmte Schneckenart muß ihrer Form wegen als Bauplan für die „Pagoden“ genannten chinesischen Tempelbauten mit ihren übereinander gestaffelten Dächern erhalten. Die farbenfrohen Muster der gebatikten Stoffe, von Javas schönen und sanftmütigen Frauen angefertigt, sind ebenfalls den Schnecken und Muscheln abgesehen. Schon im Mittelalter gewann man aus der Purpurschnecke die Purpurfarbe. Dann finden die riesigen Schalen der Tötermuschel im Haushalt der Eingeborenen als Behälter oder Schüssel Verwendung. In einer Kirche in Paris ist eine solche Muschelschale sogar als Taufbecken kunstvoll verarbeitet. Diese Muschel ist nicht ganz ungefährlich. Halb vom Meeressand verdeckt liegt sie am Boden, ihre Schalen sind geöffnet, durch ihre Farblosigkeit ist sie von ihrer Umgebung kaum zu unterscheiden. Gerät nun ein nach Perlmuscheln tauchender Insulaner in ihre Nähe, so klappt sie unerhört schnell die Schalen zu und zerschneidet mit ihren scharfen Schalenrändern ihrem Opfer den eingeklemmten Arm oder Fuß. Die oft beachtlich starke Perlmutterbildung der Mollusken wird zu Schmuck und mancherlei Zierat verarbeitet. Ein ganzer Industriezweig hat hier lohnende Beschäftigung gefunden.

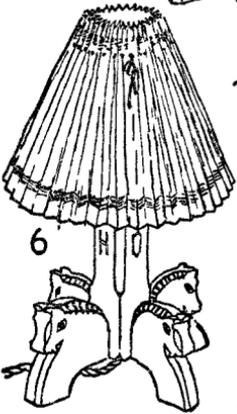
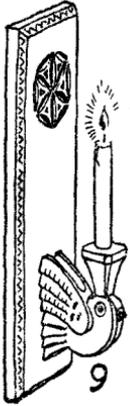
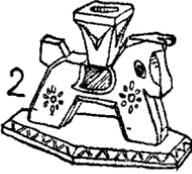
Dann sind unsere Weichtiere als Lebensmittel durchaus nicht zu verachten. Schon die alten Römer wußten viele Arten als Delikatesse zu schätzen. Austern und Miesmuscheln werden von uns gezüchtet, man legt Muschelbänke an, um sich diese begehrte Speise laufend zu sichern. Weinbergschnecken sind Feinschmeckern ebenfalls bekannt. So haben wir in großen Zügen die vielfache Verwendung dieser Tiere gesehen.

Dem Wissenschaftler selbst sind sie lohnende Versuchs- und Beobachtungstiere. Besonders ist die Weinbergschnecke zu Forschungszwecken mancher Art gut geeignet. Viele Schnecken sind Zwitter, d. h. zweigeschlechtlich; dann haben wir Arten, die lebende Junge zur Welt bringen, wie z. B. die Sumpfedeckelschnecke. Viele Arten sind in der Lage, ihr Geschlecht umzubilden, wenn es am notwendigen Partner fehlt; wieder andere sind in der Lage, sich selbst zu befruchten. Seltsame Liebesspiele finden wir unter den Schnecken. Sie schießen kleine Kalkpfeile ab, um den Partner durch den entstehenden Schmerz mehr in Wallung zu bringen. Seitenlang könnte man noch weiter berichten. Jedoch glaube ich, mit den vorstehenden Zeilen bereits die Nützlichkeit und Daseinsberechtigung dieser darüber hinaus noch so interessanten Tiere bewiesen zu haben. Es lohnt schon beim Betrachten des Tieres oder nur seiner übriggebliebenen Behausung, sich einmal etwas mehr zu denken.

Durch Jahrmillionen ist das kleine Tier gewandert. Tropisches Urland yerschwand. Die Saurier starben aus. Die Eiszeiten kamen und gingen. Die Erde bekam ein neues Gesicht, ganz andere Lebensbedingungen traten auf. Gewaltige Reiche entstanden und wurden wieder zerstört. Tausendjährige Kulturen gingen in Trümmer, und wieder entstand Neues. Schnecken und Muscheln aber konnten sich behaupten. Der Sturm aller Zeiten konnte ihnen nichts anhaben. Diese Tatsachen werden auch dich, lieber Kamerad, etwas zum Nachdenken veranlassen, und nun wirst du es verstehen, daß man Freude am Sammeln von Schnecken und Muscheln haben kann.

Unteroffizier Jacob

FESTLICHE



Unsere Übersicht bringt Tisch- und Wandleuchter in Formen, die sämtlich von Soldaten gewerkt worden sind, oft unter einfachsten Umständen, zumeist aus Fichten- oder Kiefernholz. Ihr wird im nächsten Heft eine Auswahl von Deckenleuchten folgen.

Alle Beispiele zeigen nur: so kann man's machen! Weil es jedoch immer nützlich ist, näher hinzuschauen, wie es andre gemacht haben, geben wir noch erläuternde Werkzeichnungen dazu, so daß auch der Ungeübte ersehen kann, was für Holzstücke er etwa braucht, welche Ausmaße anzuraten sind und um welche Holzverbindungen es sich zweckmäßig handelt: es wird fast nur zusammengesteckt, geschlitzt oder gedübelt!

Bei der Ausgestaltung im einzelnen folge man dem eignen Gefühl. Besonders beim figürlichen Schnitzen liegt das rechte Maß bei keiner Vorlage, auf die man ängstlich sieht, sondern allein bei der eignen Vorstellung und dem Mut zum selbständigen Handeln, wie es ohnehin dem Soldaten ziemt.

Die Lichtträger haben im Kern eine bauliche Aufgabe: die Kerze oder Lampe zu tragen. Es wäre widersinnig, einem zierlich geschnitzten Reh ein Licht aufzustecken und zu meinen, dies wäre der kunstvollste Leuchter. Sinnvoll ist vielmehr der umgekehrte Weg: den Werkbestand nach Sockel, Säule, Brett, Konsole usw. klarzustellen und ihn dann schmückend oder auch in einfachster Gestalt figürlich „auszudeuten“.

Diese Rücksicht auf den „Aufbau“ gilt auch dort, wo uns die Figuren als alte Sinnzeichen lieb sind (Hähne und Pferde): die Kerze will richtig sitzen! Sie gehört also bei 2 und 3 auf die Mitte der „Brückenwölbung“, mitten über den Sockel, was auch für 4 gilt und sich im übrigen von selber ergibt.

Die Umrisse seien knapp, ohne unhandliche Zacken. Die oft im Zuschnitt plumpe Form wird höchst lebendig gegliedert, sobald wir mit dem Messer Schrägkanten schneiden und Kerben sinnvoll ordnen zu Mähnen, Federn, Schuppen, Falten, oder auch nur mit schlichten Kerbmustern den Rändern folgen. 9 bis 12.

LEUCHTER

Die eigentlichen Kerzenhalter, besonders wenn sie mehrfach auftreten, werden am besten aus stärkerem Vierkantholz oder auch einem Rundknüppel gekerbt und hinterher erst abgesägt.

Als leicht herstellbarer Tischschmuck können 1, 2 und 4, 5 gelten. 3 braucht ein stärkeres Stück — möglichst Laubholz — und verlangt ein geduldiges Formen. Das Adventskreuz 8 und der Sonnwendleuchter 7 gehören der Weihnachtszeit.

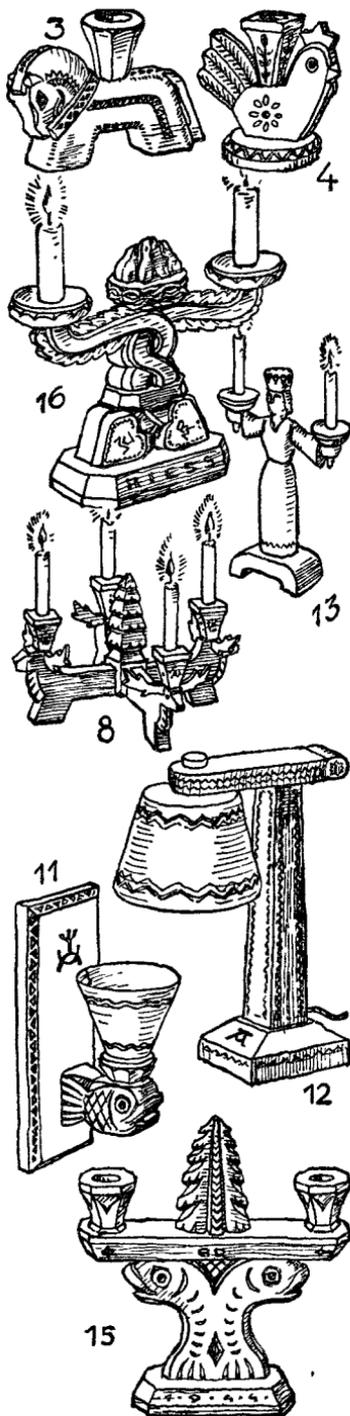
Die Tischlampenformen 6 und 12, auch die Wandleuchtet 11 erklären sich selber; wie man die Schirme macht, dazu weiß immer ein Kamerad Mittel und Wege. Überhaupt hilft einer dem andern, auch wenn Inschriften fällig werden oder ein wenig Farbe am Platze ist. Das meiste können wir im Naturholzton belassen. Griffest gegen Schmutz wird das Holz durch einölen oder wachsen. Etwas Stearin von einer Kerze in der zehnfachen Menge Sprit gelöst bei etwa 50 Grad (Vorsicht, Wasserbad!) auftragen.

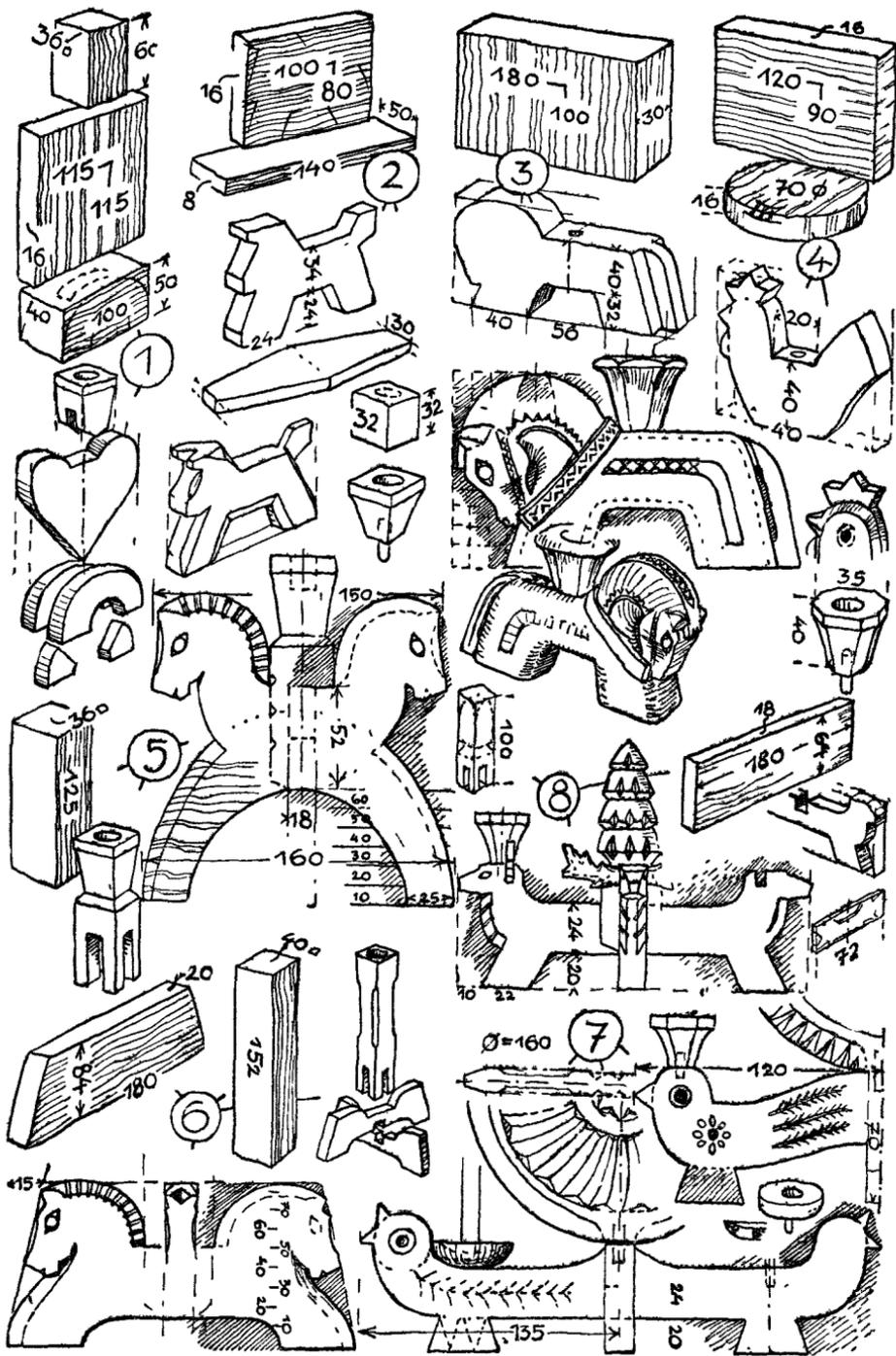
14 und 16 sind Hochzeitsleuchter. Wollen wir erstmals Figuren schnitzen, dann sind angemessen zunächst schlichte Rundpuppen wie bei 13 A und 13 B. Den glatten Gesichtern werden Augen, Mund, Wangen aufgemalt. Formen wie bei 14 wollen sehr sorgfältig dem Holz abgewonnen werden; damit kann man kaum anfangen.

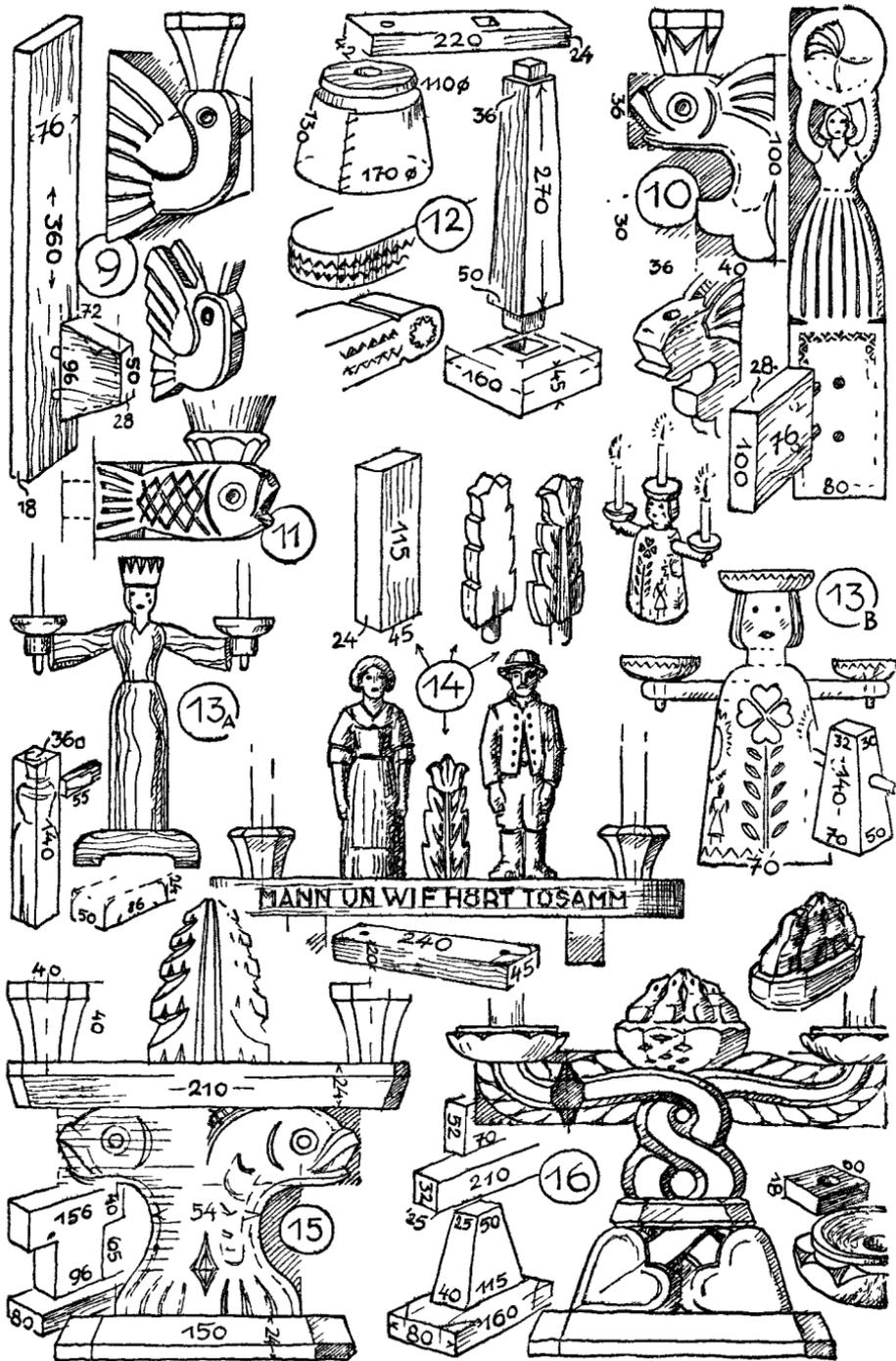
Bei 15 geht es mehr um die Art des Zusammenbaues. Kandelaber für zwei und mehr Kerzen lassen sich nicht aus nackten Kreisbogen oder sonst mechanisch entwerfen. Auch bei unsern Wandleuchtern mögen die Hinweise weiterwirken, um Anwendungen bestimmter Art: Waffenzeichen, Wappen von Heimatgau und Stadt, persönliche Sinnzeichen und Bilder auf den Plan zu rufen.

Leuchter sind Gebrauchsgeräte, können aber, wie die Beispiele zeigen sollen, zugleich schmuck, sogar höchst festlich sein und kleine Bildwerke bedeuten, auf denen das Auge gern ruht. Überdies wird gerade heute mancher Kamerad die Anregungen aufnehmen, um mangelnde Einrichtungsstücke für die Heimat selber zu planen und zu schaffen.

Hauptmann Erich Parnitzke



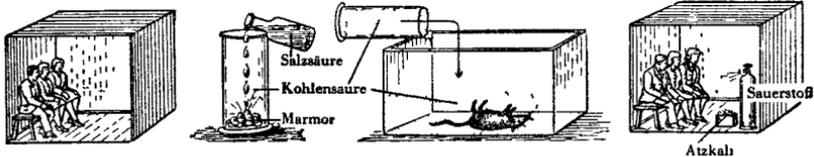




Lebendige Wissenschaft

Warum atmet der Mensch?

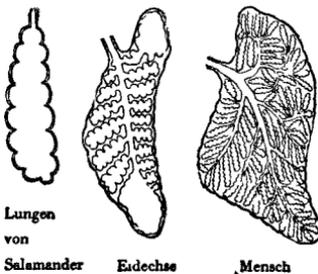
Bleiben Menschen längere Zeit in einem geschlossenen Raum, so „verschlechtert“ sich die Luft. Während frische Luft aus etwa $\frac{1}{2}$ Sauerstoff, $\frac{1}{2}$ Stickstoff und einer geringen Menge (gasförmiger) Kohlensäure besteht, enthält die verbrauchte Luft in dem Raum viel weniger Sauerstoff, viel mehr Kohlensäure und eine unverminderte Menge Stickstoff. Der atmende Mensch verbraucht also Sauerstoff und scheidet Kohlensäure aus.



Kohlensäure ist giftig. Man stellt Kohlensäure her, indem man auf Marmor (Kalkstein) Salzsäure tropft. Schüttet man die gasförmige, farblose (unsichtbare) Kohlensäure, die schwerer als Luft ist und deshalb zu Boden sinkt, in ein Gefäß mit einer lebenden Maus, so geht diese rasch zugrunde. Verbrauchte Luft in einem geschlossenen Raum (z. B. im getauchten U-Boot) wird wieder atmbar, wenn man aus einer Sauerstoffbombe Sauerstoff ausstromen läßt und die Kohlensäure mittels Kalpatronen, die Atzkalk enthalten, vernichtet.



Eine Kerze, ein Stück Holz brennt nur an offener Luft, denn zum Verbrennen ist Sauerstoff nötig. Brennt die Kerze in einem geschlossenen Gefäß, dann erlischt sie, sobald der Sauerstoff aufgebraucht ist. Bei jeder Verbrennung entsteht als Endprodukt u. a. Kohlensäure. In jedem Lebewesen auch im Menschen, spielen sich dauernd Verbrennungsvorgänge (Oxydationen) ab, und zwar in den sog. Zellen, den mikroskopisch kleinen Bestandteilen, die zu Milliarden den menschlichen Körper zusammensetzen. Die mit dem Blutstrom zu den Zellen gelangenden Nährstoffe sind das Brennmaterial, das unter Verbrauch von Sauerstoff und Bildung von Kohlensäure die für die Lebenstätigkeiten (z. B. Muskelbewegung) nötige Energie („Kraft“) liefert. Der Sauerstoff wird von den roten Blutkörperchen zu allen Zellen gebracht. Die Blutkörperchen beladen sich beim Durchgang durch die Lunge mit Sauerstoff, geben ihn dann im Körper an die Zellen ab und nehmen ihnen die giftige Kohlensäure ab, die sie in der Lunge abstoßen. Deshalb ist die Ausatemluft kohlenstoffhaltig.



Je reger die Verbrennungsvorgänge im Körper (der „Stoffwechsel“) sind, um so mehr Sauerstoff wird gebraucht. Tiere mit geringem Stoffwechsel, z. B. Salamander, haben daher eine einfache sackförmige Lunge mit kleiner innerer Oberfläche, in der das Blut nur wenig Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure abgeben kann. Ist der Stoffwechsel reger, wie z. B. bei den Eidechsen, dann hat die Lunge durch Bildung vieler Falten eine größere innere Oberfläche, so daß das durchströmende Blut länger und stärker mit dem eingeatmeten Sauerstoff in Berührung kommt. Die Lunge des Menschen, der einen sehr regen Stoffwechsel hat, ist in zahllose Bläschen aufgeteilt, deren Gesamtläche 90 qm beträgt. Hier können die roten Blutkörperchen ausgiebig Sauerstoff aufnehmen und Kohlensäure abgeben.

Warum atmet also der Mensch? Damit die lebensnotwendigen Verbrennungsvorgänge aufrechterhalten und die giftige Kohlensäure abgegeben werden können.

Schachspiel - auch in vorderster Front

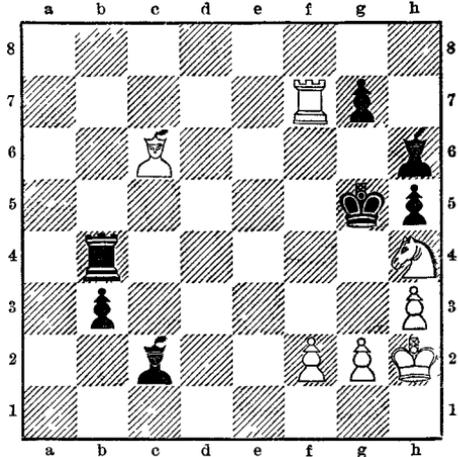
Konzentration der Kräfte

Wer kennt sie nicht aus allen nur möglichen Lagen des zivilen wie soldatischen Lebens! Jedes Examen, jede größere Prüfung, jedes Gefecht fordern diese Konzentration. Nicht derjenige bleibt erfolgreich, der die an sich größeren Gaben besitzt, sondern jener, der die womöglich geringeren Gaben zweckmäßiger und schneller zu konzentrieren weiß. Nicht der Feldherr und Truppenführer bleibt siegreich, der über die größeren Truppenmassen verfügt, sondern jener, der seine bescheideneren schneller, besser, zweckmäßiger anzusetzen vermag. *Friedrich Bethge*

Schwarz hat hier einen gewaltigen Freibauern, dafür steht sein Lh6 verbaut und sein K exponiert. Weiß deckte durch g3 seinen angegriffenen S und drohte zugleich f4+, doch nach T×S! wurde das Spiel unentschieden. Dennoch hatte Weiß in der Ausgangsstellung einen verbluffenden sofortigen Gewinnzug, der in Wahrheit nur auf der Konzentration der Kräfte und auf der Einsicht in die Überschneidungen der Linien beruht; nutzt Weiß nämlich die Schwäche des Schwarzen aus und wirft seine einzige abseits stehende Figur, den Läufer, auch noch ins Treffen, so siegt es verdienstermaßen: 1) Lc6-e4!! — mit einem Schläge sind nicht weniger als vier Mattdrohungen aufs Brett gezaubert: einmal droht sofort Sf3+; auf 1)---Kh4: aber folgt g3+ nebst f4+. Nimmt dagegen T oder L den kecken Le4, so folgt Tf6+, Kh4; g3+ bzw. f4+, Kh4, g3+. Der weiße Läufer hat sich nicht nur wagemutig ins Treffen geworfen, sondern lazu noch in den Schnittpunkt des schwarzen T und L, die bis dahin alle auf f4 bzw. f5 drohenden Schachgebote parierten.

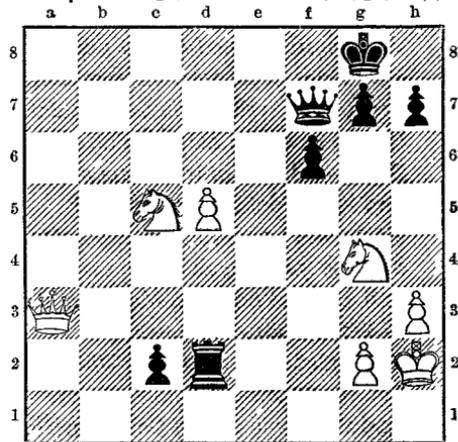
Auch hier besitzt Schwarz einen gewaltigen Freibauern, Weiß aber nutzt die gefährdete schwarze K-Stellung zu dem Angriffszuge 1) Se6 aus, mußte aber nach Td1+, Kh2, h5, womit sich Schwarz befreite, schließlich die Waffen strecken. War diese Befreiung des schwarzen K zu verhindern durch noch größere Konzentration der weißen Steine? — Jawohl! — Auf 1) Sg4-h6+!! g7×h6 und nun erst 2) Sc5-e6! ist Schwarz verloren, da sein Bh7 nun durch den schwarzen Bh6 blockiert ist. De8 bzw. De6!de, Td1 retten nun nicht mehr, da Dg3+, usw. folgt; daher muß Schwarz schon mit 2) --- Td2×g2+ seinen Turm opfern. 3) Kgl×g2, Df7-g6+. 4) Kg2-h2! (der einzige K-Zug, der kein weiteres Schach mehr zuläßt) --- Dg6-e8. 5) Dg6-e8, Da3-g3+. 6) De8-g6, Dg3-h8+ und es gibt keine Rettung mehr.

Schwarz: Kg5, Tb4, Lc2, h6; Bb3, g7, h5(7)



Weiß: Kh2, Tf7, Lc6, Sh4, Bf2, g2, h3(7)

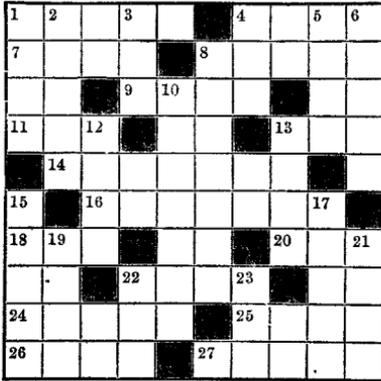
Schwarz: Kg8, Df7, Td2; Bc2, f6, g7, h7(7)



Weiß: Kh2, Da3, Sc5, g4; Bd5, g2, h3(7)

Wir wollen keine Langeweile haben

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Türkische Stadt an der Mittelmeerküste, 4. Farbton, 7. Astrolog Wallensteins, 8. Metall, 9. Gerbmittel, 11. Fisch, 13. Gewässer, 14. spanische Provinz, 16. Gewürz, 18. griechischer Buchstabe, 20. Brei, 22. pommerscher Küstenfluß, 24. männlicher Vorname, 25. vertontes Gedicht, 26. Teil des Gewehrs, 27. weiblicher Vorname.

Senkrecht: 1. Weiblicher Vorname, 2. Vorsitzender einer Universität, 3. afrikanischer Strom, 4. norwegischer Schriftsteller, 5. Weinerte, 6. südamerikanisches Gebirge, 8. symbolischer Schmuck, 10. nassauisches Fürstengeschlecht, 12. vulkanische Gesteinsmasse, 13. Speisefisch, 15. Schiffszubehör, 17. deutscher Mathematiker, 19. Verpackungsgewicht, 21. Reinigungsmittel, 22. Gebirge in Marokko, 23. das Universum.

*

Silbenrätsel

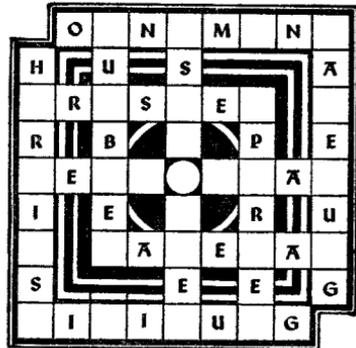
Aus den Silben: a — a — a — be — bi — bur — ca — che — chlo — da — deich — del — der — dy — e — ed — ei — form — gar — gard — gen — go — gund — hi — irm — ke — kel — kup — kus — lei — li — lin — lu — lüt — ma — ma — mit — na — nas — ne — nor — nord — nos — nun — pe — ra — re — ro — sack — schin — ser — te — ti — tos — u — un — us — was — zer — zo — zow — sind weiter zu bilden, deren

erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Führers ergeben. (ch und ck = ein Buchstabe.)

1. weiblicher Vorname, 2. südamerikanisches Haumesser, 3. Wandteppich, 4. Freikorpsführer aus den Befreiungskriegen, 5. Hahnenfuß gewächs, 6. europäischer Staatsangehöriger, 7. franz. Landschaft, 8. Hauptwerk der altgerman. Literatur, 9. diplomat. Vertreter des Vatikans, 10. südamerikan. Strom, 11. Nordseebad, 12. Hauptstadt British Indiens, 13. Nebenfluß der Etsch, 14. Urgott der griechischen Sage, 15. Oper von Puccini, 16. Berliner Baumeister, 17. Betäubungsmittel, 18. Schmetterlingsblutler, 19. Aufenthaltsnachweis, 20. In Berlin ermordeter HJ-Angehöriger, 21. Sprengstoff, 22. Berg in der Rhön, 23. Nebenfluß der Fulda, 24. Nebenfluß der Donau.

*

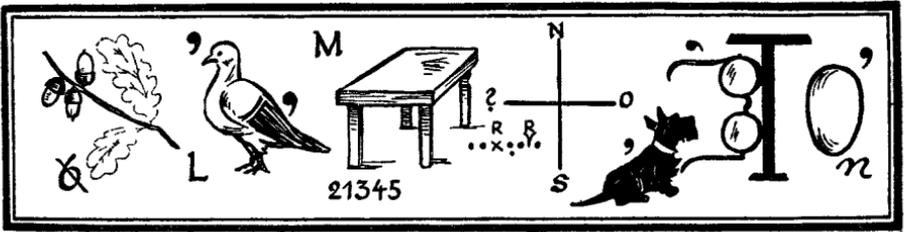
Kreuzgitter



In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.

Dachbalken — Edelgas — weiblicher Vorname — gütliches Übereinkommen — pflanzliches Fett — Palast in Rom — große Wespe — Festraum — schmaler Fußweg — Verzierung — Einrichtung eines Segelschiffes — Sohn des Agamemnon.

Bilderrätsel

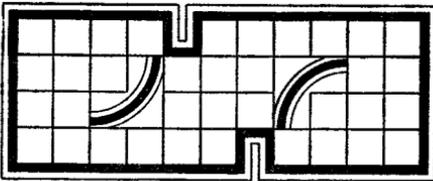


Zahlenquadrat

Die Zahlen 2 2 2 2
3 3 3 3 3 3 4 4 4 4
6 6 8 8 8 8 8 8 8 8
und 17 sind so in die
leeren Felder einzu-
setzen, daß die Summe
jeder Quer- und Längs-
reihe 27 beträgt.

Oberleutnant Schnell

* Kreuzworträtsel zum Selbstmachen



Hier tritt uns das altvertraute Kreuzworträtsel einmal in anderer Form entgegen: die Figur des Rätsels ist gegeben, ebenso sind die Füllwörter alphabetisch aufgereiht. Nun gilt es, aus diesen, beiden Bestandteilen ein Rätsel zu bauen. Folgende Wörter treten waagrecht oder senkrecht in Erscheinung:

Ade — Aida — Ate — Bart — Beil — Eder —
Ei — Eis — Essenz — Lanner — Mann —
Neun — See — Tee — Tun — Zinn.

* Sprichwort in Bildern



Zahlenrätsel

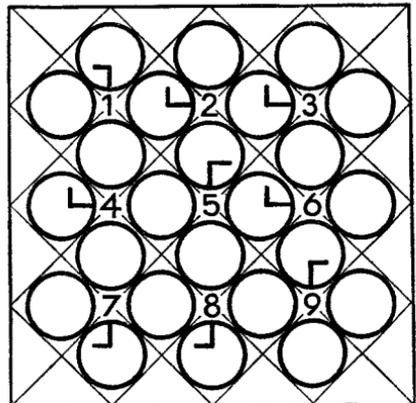
1 2 3 15 19 10 10 6 21 11
2 6 12 22 4 19
3 13 19 14 4 1 8 15 19
4 5 16 6 23 8
5 13 18 15 23
6 17 20 15 19 14 6 7
7 4 24 24 6 22
8 13 9 22 13 1

Die waagrechten Zahlenreihen ergeben:
1. unentbehrliches Getat des Soldaten, 2. Insel
im Indischen Ozean, 3. Land in Vorderindien,
4. Gegenstand, 5. Feldlager, 6. Sportgerät,
7. Armeeführer, 8. Stadt im Kaukasus.

Die erste Senkrechte nennt bei richtiger
Lösung einen Armeeführer (†).

Oberfunkmeister Franz Dallheimer

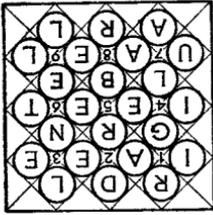
* Wabenrätsel



Ordne rund um die Nummern im Pfeilfeld
beginnend Wörter folgender Bedeutung:

1. Europäische Hauptstadt, 2. Blutgefäß,
3. Hirschart, 4. Stacheltier, 5. Teil des Weinstocks,
6. Schwimmvogel, 7. Schulsaal, 8. Vogel,
9. altes Längenmaß. *Oberleutnant Hans Poppe*

Auflösungen der Rätsel

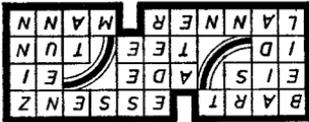


Wabenrätzel

Schanzenzug, Ceylon, Hindustan, Objekt, Bwak, Expander, Rommel, Tiflis = Schobert.

Zahlenrätzel

Reife Birnen fallen von selbst ab.
Sprichwort in Bildern



Kreuzworträtzel zum Selbstmachen

					27
					27
					27
					27
					27
					27
					27
					27
					27
					27

Zahlenquadrat

Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten.

Bilderrätzel

Sparten, Neon, Asta, Einigung, Bubol, Latern, Hornisse, Saal, Steg, Ornament, Takelung, Orates.

Kreuzgitter

„Im Glauben an Deutschland werden wir das Schicksal meistern.“

22. Wasserkuppe, 23. Bder, 24. Regen.
18. Inzernie, 19. Alibi, 20. Norkus, 21. Dynamit,
14. Uranos, 15. Tosca, 16. Schinkel, 17. Chloroform,
10. Amazonas, 11. Norddeich, 12. Delphi, 13. Btsack,
6. Aktelei, 6. Ungar, 7. Burgund, 8. Rada, 9. Nuntius,
1. Imgard, 2. Machebe, 3. Gobelwe, 4. Lützow,

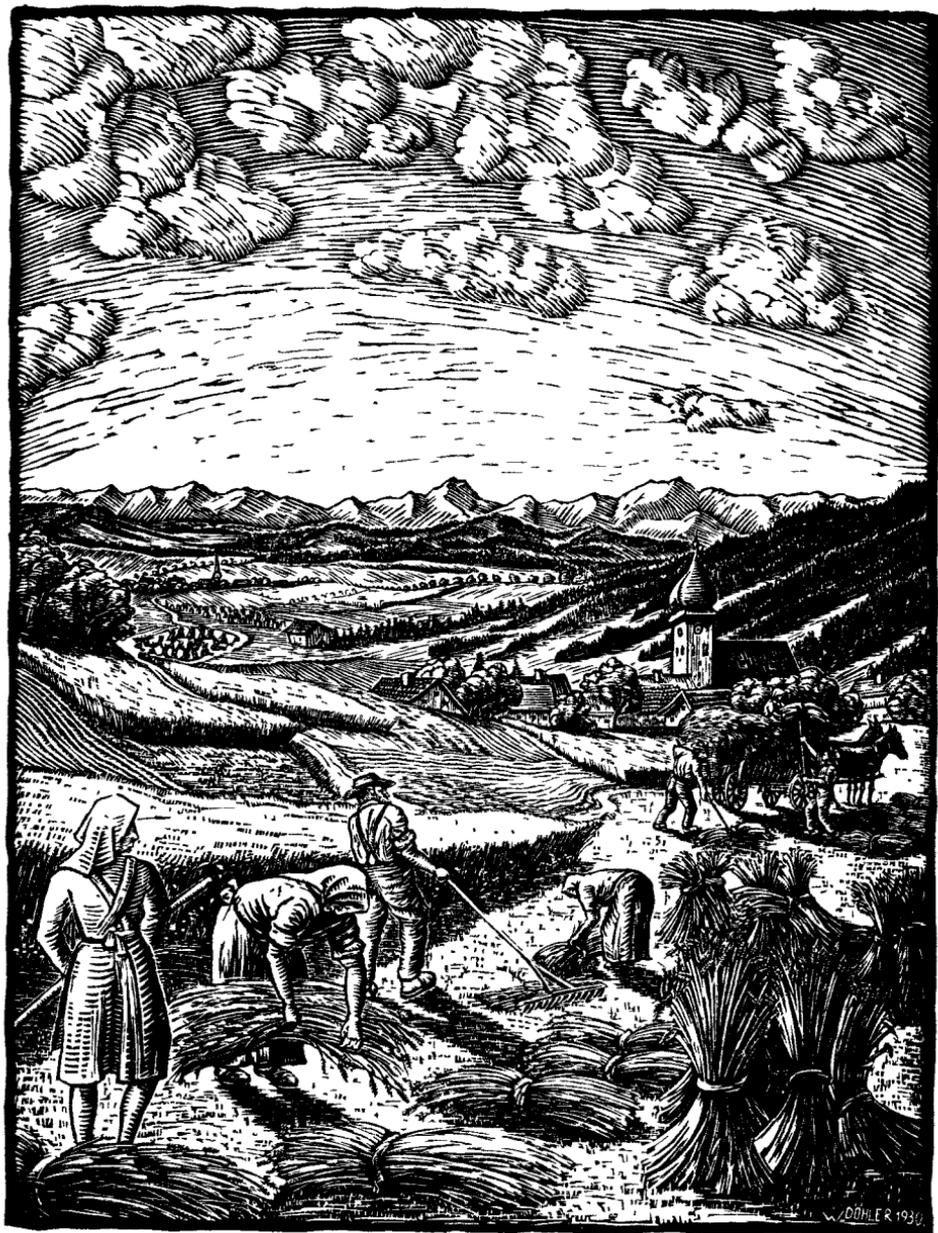
Silbenrätzel

22. Rlf, 23. All.
13. Salm, 15. Segel, 17. Euler, 19. Tara, 21. Soda,
5. Lese, 6. Anden, 8. Phoenix, 10. Oranien, 12. Lava,
Senkrecht: 1. Asta, 2. Dekan, 3. Nil, 4. Ite,
26. Lauf, 27. Klara.
18. Rta, 20. Mus, 22. Bega, 24. Erwin, 25. Lied,
9. Lohc, 11. Aal, 13. See, 14. Navarra, 16. Vanille,
Wagerecht: 1. Adana, 4. Lilla, 7. Seni, 8. Risen,

Kreuzworträtzel

Quellenangabe

Die Photographien dieses Heftes stammen von Hans Saebens (Ostfriesischer Bauernhof bei Pilsun, Krabbenfischer, Sonntag auf Fahr) — Fritz Mielert (Grabmal des Friesenbäupflings Emo Wimeken in der Kirche zu Jever) — Kurt Hielscher (Niederdeutsche Bauernstube) — Bildervertrieb Schröder (Vom eigenen Baum) — Münchener Bildbericht (Norddeutsches Mädel) — Bilddienst Rondophot (Zaungastspiel). Die Textillustrationen fertigten an: Hans O. Wendt, Alexandra Freiin von Thielmann, Unteroffizier Hubert Binasch, Dr. Werner Luft, Hauptmann Erich Parnitzke. Die „Lachende Weisheit“ zeichnete Dr. Werner Luft. — Die Vignette auf der vierten Umschlagseite stammt von Elisabeth von Roehl.



ERNTZEIT
Holzschnitt von Willi Dohler

Es gilt,
der Gefahr das Herz,
der Anstrengung den Willen,
der Ungewißheit die instinktive
Gewißheit und dem Zufall die
Entschlußkraft entgegenzusetzen

✠

GENERAL HORST VON METZSCH

Soldatenlied der Westfalen

Wo to Maria Kahle
Weise Stabszahlmeister Robert Goitz
Satz Unteroffizier Erich Margenburg

1 Es

weht ein Wind von Westen her, der kommt aus deut-schen Lan-den, der hat in Wal-dern

sich ge-wiegt, wo mei-ne Hei-mat liegt. Und die Wal-der mei-ner Hei-mat hör ich

rau-schen in den Wind, und ich den-ke je-ner Ta-ge, die schon längst ver-gan-gen

sind, und ich den-ke je-ner Ta-ge, die schon längst ver-gan-gen sind.

2 Es steht ein Sternbild in der Nacht, der große goldne Wagen, wie funkelt er im Wolkenbraus um meiner Heimat Haus. Sternbild meiner lieben Heimat über unsres Hauses Dach, tausend stumme Herzensgrüße wandern deinem Leuchten nach.

3 Es klingt ein Lied von Lieb und Treu, das hab ich einst gesungen, Westfalenland, dein alter Sang, wie stolz und kühn er klang! Lieder meiner lieben Heimat, macht das Herz mir weit und fromm, ach, wie froh werd ich euch singen, wenn dereinst ich wiederkomm.



Die Soldatenblätter bauen auf der Mitarbeit der Truppe auf.

Sämtliche Einsendungen sind zu richten an:

Schriftleitung der Soldatenblätter für Feier und Freizeit im Oberkommando
der Wehrmacht / NS.-Führungsstab / Inland, Berlin W 35, Tirpitzufer 72/76